Geogr. Un. 114-3

Digitized by Google

<36601945080011

<36601945080011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Geogr. miscell.

Ehrmann.

Digitized by Google

Bibliothek
der
neuesten
Länder- und Völkerkunde.

Für Geographie-Freunde.

Herausgegeben
von
T. F. Ehrmann.

Drittes Bändchen.

Tübingen,
bei Jakob Friderich Heerbrandt,
1793.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek

Digitized by Google

Vorrede.

Dieſes dritte Bändchen enthält zehn Beiträge zur Geographie, von welchen neune zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde von Afrika gehören, und nur einer, der erſte, andere Erdtheile — Südamerika und Oſtindien — betrift.

Daß alle dieſe zehn Aufſäzze, Ueberſezzungen und Auszüge den Geographen nicht unwichtig und dem Geographiefreunde nicht uninterſſant ſeyn können, davon bin ich ganz überzeugt. Doch glaube ich auch, daß vorzüglich das zweite, fünfte und neunte Stük dieſer Sammlung die Aufmerkſamkeit der Kenner verdienen.

Das zweite ist eine bisher verborgen gebliebene Nachricht von einem Lande, von welchem wir noch nicht viel mehr, als den Namen wußten.

Das fünfte ist die Uebersezzung eines Aufsazzes, der für Deutschland immer Handschrift bleiben wird, weil er unter die französischen Flugschriften gehört, die weder verkauft werden, noch in den Buchhandel kommen. Ich danke ihn der Gütigkeit eines Freundes zu Paris.

Endlich das neunte Stük ist ein Aufsaz, den ich aus den äusserst mühsam zusammen geklaubten geographischen Nachrichten von Habessinien ausgearbeitet habe. Ich hoffe dabei den Dank aller Geographiefreunde verdient zu haben. Nur dieser kann eine so langweilige Arbeit belohnen.

Die

Digitized by Google

Die übrigen Stükke dieser Sammlung sind gewiß auch nicht ohne Interesse, um so mehr, da sie aus beinahe unbekannten, vergessenen Schriftstellern gezogen sind, und dennoch für den Kenner grossen Werth haben müssen.

Von dem Winke der Kenner — von der Unterstüzzung des Publikums hängt es ab, ob ich noch ferner fortfahren soll und darf, solche verborgene Gerstenkörner in mein Vorrathshaus zum Nuzzen der Liebhaber zu sammeln.

Stuttgart, im März, 1793.

Der Herausgeber.

Innhalt

des dritten Bändchens.

I. De la Flotte's Reise nach Ostindien, und besonders nach den Suluh-Inseln. Aus dem Französischen. (Uebersezt von Ch. E. E.) Seite 1.

Betrift vorzüglich Rio-Janeiro, Kanton und die Suluh-Inseln.

II. Nachrichten von dem Königreich Magadoro, auf der Ostküste von Afrika. Von dem Laskar Jsuf. Aus dem Englischen. (Uebersezt von E. L.) Seite 75.

III. Beschreibung der Insel Mozambik, auf der Ostküste von Afrika. Nach Bucquoy. (Ein Auszug.) Seite 93.

Zugabe.

Digitized by Google

Innhalt.

Zugabe. Ludwigs von Barthema, Nachricht von Mozambik. S. 104.

IV. Beschreibung des Landes von Rio de Lagoa und seiner Einwohner. Von Jakob Frank. (Ein Auszug) S. 111.

V. Neueste Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der französischen Besizzungen auf der Westküste von Afrika. (Aus dem Französischen übersezt von G. F.) Seite 145.

VI. Kurze Beschreibung der Insel Madagaskar. Nach Rochon. (Ein gedrängter Auszug.) S. 189.

VII. Kurze Nachrichten von der Ostküste von Afrika. Nach le Grand. Aus dem Französischen. (Uebersezt von J. J. K.) S. 233.

VIII. Nachrichten von dem Königreich Sennaar, im innern Afrika. Nach Bruce. (Ein gedrängter Auszug.) Seite 246.

IX. All-

Digitized by Google

Innhalt.

IX. Allgemeine Beschreibung und Spezial-Geographie von Habessinien. Nach Alvarez, Lobo, Ludolf, Poncet und Bruce. (Ein eigener Aufsaz.) Seite 283.

X. Nachricht von den Makossen, einem kleinen Volke auf der Westküste des Kafferlands in Süd-Afrika. Aus Lojardiere's Reisebeschreibung. Seite 348.

I. De

Digitized by Google

I.

De la Flotte's

Reise

nach Ostindien, und besonders nach den Suluhinseln.

Aus dem Französischen. *)

Im Mai 1757 verließ ich die Rhede der Insel Grouais auf dem Schiff Saint-Luc einem Fahrzeug von St. Malo, wel-

*) Aus dessen sehr brauchbaren Essais historiques sur l'Inde. — 12. Paris 1769. — die noch nicht übersezt und überhaupt in Deutschland nicht so bekannt sind, als sie es verdienen.

welches durch den König befrachtet worden, um einen Theil der Truppen die für Indien bestimmt waren, überzuschiffen. Wir segelten im Gefolge des Geschwaders des Grafen von Aché, welcher am Bord des Schiffes Zodiacus war, das 74 Kanonen führte und zugleich den General Lally mit einem Theil seines Generalstabs an Bord hatte. Unsre Fahrt war bis Rio-Janeiro, der Hauptstadt Brasiliens, ziemlich glücklich, wo wir uns nach zwei Monat langer Fahrt erholten. Rio-Janeiro hat seinen Namen von dem Fluße Januarius, welcher zwei Meilen von der Mündung einen prächtigen Meerbusen bildet, an dessen Abendseite die Stadt liegt. Ein Felsen in Form eines Zuckerhuts weist den Seefahrern die Einfahrt des Hafens, welche durch zwei Batterien die

sich

ſich kreuzen vertheidigt iſt, und die wenn ſie gehörig beſezt ſind dem ſtärkſten Geſchwader Einhalt thun könnten. Dieſer Haven iſt einer der ſchönſten und geräumigſten der Welt. Ohnweit der Stadt liegt eine Inſel, die Ziegeninſel genannt; wiewohl ſie nicht ſehr ſtark beveſtigt iſt, hat ſie doch die vortheilhafteſte Lage um ſich jeder Landung am veſten Lande zu widerſezen.

Hinter dieſer Inſel beſſern die Portugieſen ihre Schiffe aus und legen ſie vor Anker, weil ſie vor den Windſtöſſen geſichert ſind. Der Anblik der Stadt, welche ein Amphitheater vorſtellt, verkündigt ihren Reichthum. Hundert Toiſen von der Veſtung legten wir uns vor Anker. Der heitere Himmel, das Schauſpiel der aufgehenden Sonne, auf dieſer ange-

nehmen Küste, die für uns frische Luft, welche mit Wohlgerüchen von Orangen- und Citronenbäumen, und allen wohlriechenden Kräutern die in dieser Gegend wild wachsen angefüllt war, eine unübersehbare Aussicht, die Vergleichung dieser plözlichen Veränderung mit den Beschwerlichkeiten einer einförmigen Schiffahrt, alles dieses vereinigt, suchte uns zu überzeugen, wir seyen an einem bezauberten Orte. Ich werde mich mein ganzes Leben hindurch mit immer neuem Vergnügen desjenigen Tages erinnern, an welchen wir in den Haven von Rio-Janeiro einliefen, welches der schönste und angenehmste meines Lebens war. Nur ein Theil des Geschwaders kam jezt an. Die Portugiesen schienen mit Besorgniß so viele Schiffe vor ihrer Stadt in Ordnung gestellt zu sehen.

hen. Eine Folge dieser Besorgniß war, daß sie zwei unserer Schiffe, welche etliche Tage nachher kamen, die Einfahrt in den Haven verwehrten.

Der Rächer ein Schiff welches 64. Kanonen führte, erhielt unter andern eine ganze Lage von einer der Batterien, und wurde genöthigt zurük nach der grossen Insel zu segeln, welche ohngefähr 25. Meilen von Rio = Janeiro entfernt ist. Da wir beinahe zwei Monate in dieser Stadt verweilten, so hatte ich Zeit genug die Gebräuche und den Charakter der Portugiesen zu untersuchen.

Ich bemerkte in wenig Tagen, daß das glücklichste Klima und die reichste und fruchtbarste Gegend von einer Nation bewohnt wurden, die so grosser Begünstigungen unwürdig ist. Meine

Absicht ist nicht diese Kolonisten mit ihren Landsleuten zu verwechseln, welche unter der Aufsicht des Fürsten die Gesetze hochachten. In Europa bildet das bürgerliche Leben eine unermeßliche, unzertrennliche Kette, allein über den Grenzen erschlafft unvermerkt ihre Schwungkraft durch die Entfernung, den Zusammenfluß der Völker, und Unbestraftheit der Uebertreter. Es ist sich also nicht zu verwundern, daß das Verderbniß der Bewohner Brasiliens fast allgemein ist. Uebermuth, Aberglauben, Eifersucht, Weichlichkeit und Schwelgerei werden bei diesen Kolonisten aufs höchste getrieben. Zur Bekräftigung des schon gesagten, will ich einige Beispiele anführen, wovon ich Augenzeuge war. Jedermann unsers Geschwaders machte die Bemerkung mit mir, daß

daß es nicht einen einzigen portugiesischen Soldat gäbe, welcher nicht stolzer einher gienge und sich tausendmal höher achtete, — nicht nur als ein französischer Offizier — sondern sogar als unser General. Jedoch ist der gröste Theil kaum gekleidet, und mehrere reichen im Dunkeln die Hand dar, um die drükkendsten Bedürfnisse zu befriedigen; in diesem äussersten Elende behandeln sie sich untereinander als Edelleute. Bei dem übertriebenen Hochmuth sind sie der ärgsten Faulheit ergeben. Ein Mann der sich von einer geringen unbeträchtlichen Profession ernährt, schließt so bald er nur einige Pataken (eine portug. Kupfermünze) erworben hat, seine Werkstätte, nimmt Mantel und Zitter, und begiebt sich zu seiner Geliebten, welche er nicht eher verläßt, bis ihn die Nothwen-

digkeit zwingt die Arbeit wieder zu ergreifen. Einige wollen lieber betteln und Fremde bestehlen, als sich mit etwas Nüzlichem beschäftigen. Die Ungestraftheit macht es ihnen zur Gewohnheit. Sie sind insgemein dem heil. Anton schwärmerisch ergeben, und schwören nur bei ihm. Beinahe in jedem Hause findet man eine kleine Bildsäule dieses Heiligen in einer gezierten Bilderblende. Die Buhldirnen gestehen ihren Liebhabern nichts zu, ehe die die Bilderblende geschlossen ist. Sie sagen es ist unnöthig, daß der heil. Anton Dinge sehe, welche wiewohl sie ganz natürlich sind, doch übel ausgelegt werden könnten, wenn er Augenzeuge davon wäre. — Weil ich so eben der portugiesischen Frömmigkeit erwähnte, so wird der Leser nicht zürnen wenn ich die Kirchenfeste die man zu

Rio-

Rio-Janeiro feyert schildere. Acht Tage vor dem Feste richtet man eine Fahne vor dem Hauptthore auf, auf welcher der Heilige, welchem man das Fest feiert, abgebildet ist. Am bestimmten Tag begibt man sich in die Kirche, aber erst Abends um sieben Uhr. Die Frauen welches Stands sie auch seyen, werden grösstentheils durch ihre Beichtväter, welches Mönche sind hineingeführt, und dieses ist der einzige Fall, wo die Eifersucht ihrer Ehegatten schweigen muß. Die Kirche ist aufs prächtigste beleuchtet, und eine Menge Musikanten auf Galerien führen Koncerte auf. Alsdann singt man Litanien, und erst spät in der Nacht nimmt der Gottesdienst ein Ende. Dergleichen Feste werden mit Ungedult erwartet, weil dieses der einzige Zeitpunkt ist, da sich

die Weiber an der übertriebenen Eifersucht und dem Zwang welchem sie ihre Männer unterwerfen am besten rächen können. — Während diesen Festen erhielten mehrere Offiziers unsers Geschwaders verliebte Einladungen. Ich vergaß vorhin zu sagen, daß nach abgesungener Litanie ein Mönch die Kanzel bestieg, und eine Rede hielt welches aber unmöglich verstanden werden konnte, weil die Menge der Zuhörer beiderlei Geschlechts welche untereinander gemischt stehen mehr beschäftigt sind, eine Zusammenkunft zu verabreden, als geneigt sind eine Predigt anzuhören. Ich wollte sehr gerne hören wie weit es die Prediger dieses Landes in der Kanzelberedsamkeit gebracht haben, allein ich bemerkte gleich daß es Ihnen höchst nöthig wäre, die Essais sur l'Eloquence

de

de la Chaire, de Mr. Gros de Besplas zu lesen, welche das litterarische Publikum sowohl aufnahm. Ich kann diese Beschreibung der portugiesischen Frömmigkeit nicht besser endigen, als wenn ich zeige wie sehr sie sie selber entehren. Einst wohnte ich einem bürgerlichen Schauspiele bei, wo mehrere Mönche sehr liebenswürdigen Büßerinnen die Hand boten. Dieses Stük war ganz mit Zoten angefüllt, welches mich aber nicht befremdete. Bis dahin war alles dem Charakter der Kolonisten gemäs; allein ich wurde mehr als jemals überrascht als im Zwischenspiel zwei Mädchen als Engel gekleidet vorkamen die die Litanie der heil. Anna sangen. Diese Seltsamkeit mag von dem irrigen Begriff den Ursprung haben, daß alles wieder gut gemacht ist, wenn man einen Rosenkranz

betet

betet oder eine Litanie singt. Es wird niemand unbekannt seyn, wie weit die südlichen Völker ihre Eifersucht treiben. Man kann sagen, daß diese Leidenschaft bei den Brasilianern gränzenlos ist. Ein Fremder, der zu Rio = Janeiro Absichten auf eine Frau hätte wird grosse Gefahr laufen. Die portugiesischen Damen gehen nie anders als verhüllt aus. Die reichsten lassen sich durch zwei Negern in einer prächtigen vergitterten Sänfte tragen. Nur in der Kirche und in ihren Zimmern können sie unbedekt seyn. Sie haben wenig Gemeinschaft unter sich, und sehen wenig andre Leute als ihre Aeltern und Beichtväter. Die Musik ist ihr vorzüglichster Zeitvertreib. Beinahe alle spielen die Zitter die sie mit ihrem Gesang begleiten. Fremden ist es sehr schwer öffentlich Bekanntschaft

mit

mit ihnen zu machen, weil die Eiferſucht ihrer Männer ein unüberwindliches Hinderniß iſt. Jedoch fanden wir eine einzige Familie in dieſer Stadt, welche kürzlich von Liſſabon kam, wo mehrere unſrer Offiziers mit vieler Vorſicht und ſcheinbarer Verachtung der Weiber, Zutritt fanden. Allein Troz aller Riegel, Gitter, Wächterinnen und ſtrengen Bewahrung ihrer Männer, ſind die Weiber freier als irgend in einer Stadt, ſogar bedienen ſie ſich derjenigen Mittel, die ſie daran verhindern ſollten hiezu, da ſie alle ſchwarz gekleidet und verhüllt ſind, ſo iſt dem durchdringendſten Blick unmöglich eine von den andern zu unterſcheiden; auf dieſe Art halten ſie unter dem Vorwand ſie gehen in die Kirche ſehr leicht und ohne Furcht Zuſammenkünfte. Es mislingt ihnen auch

ſehr

sehr selten die Alten die sie hüten und denen ihre Männer die Bewahrung ihrer Ehre übergaben zu ihren Vertrauten zu machen. Die Portugiesinnen schienen mir durchgehends äusserst wohlgewachsen; sie haben alle braune Haare, große schwarze schmachtende Augen, welche wenig Grausamkeit verrathen. Ihr Betragen ist sanft und freundlich, insonderheit gegen Fremde welche sie leidenschaftlich lieben; aber es ist sehr gefährlich ihnen Anlaß zur Eifersucht zu geben, weil sie alsdann zu allem fähig sind.

Die Männer sind von mittelmäßiger Leibesgröße, und sind beinahe alle olivenfärbig, ernsthaft, stolz, der honetten Aufführung welche den gebildeten Mann vom Pöbel unterscheidet unfähig. Jedoch nicht ohne Ausnahme. Sollte es also wunder-

bar

bar scheinen, daß ihre Weiber so großen Abscheu gegen die Männer ihrer Nation haben, und daß ein Frauenzimmer welches Jahre lang von ihrem Liebhaber angebetet und durch seine traurige Zitter unaufhörlich betäubt wird, die Leidenschaft eines solchen Wesens den einschmeichelnden Liebkosungen eines Fremden aufopfert, welcher ihrer Eitelkeit schmeichelt und ihre Reize über alles erhebt was er je gesehen? Der Gouverneur von Rio = Janeiro, ein Mann, welcher nach europäischer Hofsitte erzogen, und welchem die Gebräuche bekannt die Leute von Stand mit einander verbinden, wollte dem französischen General ein Fest erwiedern, welches dieser den Vornehmsten der Stadt gegeben hatte. Aus dieser Ursache ließ er alle Offiziers des Geschwaders zu einem Ball und einem

präch-

prächtigen Abendessen einladen, welches er zubereiten ließ; allein wie groß war unser Erstaunen als wir in einen aufs prächtigst beleuchteten Saal kamen, wo sich eine angenehme Musik hören ließ, eine Menge Portugiesen und kein einziges Frauenzimmer sahen. Man kann sich leicht vorstellen, daß weder der Ball munter, noch den Tanz lebhaft war. Drei oder vier Mannspersonen welche als Frauenzimmer gekleidet waren, versahen die Stelle der Damen, und tanzten mit denjenigen welche sich diese lächerliche Maskerade gefallen ließen; der Gouverneur ließ die Damen vergebens dazu einladen, allein die Männer verweigerten es ihnen eigensinnig; er entschuldigte sich mit einer Art die deutlich genug zu verstehen gab, wie viel Verdruß es ihm mache, mit solchen Leuten zu leben.

Man

Man kann überhaupt ohne der Partheilichkeit beschuldigt zu werden versichern, daß es keine Leidenschaft gebe, so schändlich sie auch seyn möge, die nicht ihre Anhänger unter den Bewohnern von Rio-Janeiro fände. Zum Beispiel, die Rache wird hier mit der blindesten Hize ausgeübt. Hat ein Fremder das Unglück einen Portugiesen und insonderheit einen Mönch zu beleidigen, sogleich spricht die Verläumdung wider ihn und macht, daß er in das Gefängniß der Inquisition geschleppt wird, und troz allen Maaßregeln die Se. portugiesische Majestät genommen hat, um die Misbräuche der Inquisition zu zerstören, so werden deren doch täglich begangen. Wann ein Fremder einen Liebeshandel mit einer Dame hat, und es entdekt wird, so werden alle Mittel angewandt,

seine Kühnheit mit dem Tode zu bestrafen. Beinahe alle Portugiesen gehen nicht anders aus, als mit einem Mantel, heruntergeschlagenen Hut, und mit einer Art von Dolch bewafnet. Vermittelst dieser Einförmigkeit begehen sie Mord und Meuchelmord ungestraft. Ohne unsre Wachsamkeit, und Vorsicht welche uns die Klugheit zu nehmen nöthigte, wären mehrere der Unsrigen ein Opfer ihrer Eifersucht und Rache worden.

Die Lebensart der Portugiesen ist eben so müßig als verdrüßlich. Da sie überhaupt aller Arbeit feind sind, so wollen sie lieber armselig leben, als auf Kosten ihre Ruhe sich Vermögen erwerben, übrigens sind sie sehr mäßig im Eßen, und wiewohl ihnen ihr Land genug liefert, ihre Speisen aufs köstlichste zuzubereiten, so

sind

sind doch ihre Tafeln sehr frugal und ihre Gerichte schlecht zugerichtet.

Ihre Handlung zu betreiben erfordert wenig Mühe. Das Klima liefert ihnen in Ueberfluß die Ladung der Flotte, welche jährlich nach Lissabon schifft. Diese Ladungen bestehen in Orangen, welche hie ohne Kultur und Pflege wachsen, in Gold, von welchem es hier sehr ergiebige Minen hat und welches durch Sklaven ausgegraben wird, in Edelgesteinen, als Diamanten, Topasen, Amethisten, und verschiedenen Arten medizinischen Materialwaaren, insonderheit in Ipecacuanha. Doch sind auch etliche Privatpersonen in Brasilien, die sich durch den Handel bereichert haben, allein man hat bemerkt, daß sie beinahe alle aus Lissabon gekommen sind.

Ich endige die Beschreibung von Rio-Janeiro mit einer allgemeinen Bemerkung, daß wir uns der Portugiesen nicht besonders rühmen können, aber desto mehr ihrer Weiber. —

Da wir diese Stadt verliessen segelten wir nach der grossen Insel, wo die andern Schiffe unsers Geschwaders vor Anker lagen, und uns erwarteten, um unsre Fahrt mit einander fortzusezen. Wir blieben drei Tage in einem herrlichen Kanal der durch diese Insel und das veste Land gebildet wird vor Anker liegen, die grosse Insel ist gänzlich mit Orangen = Citronen= Limonien = und andern dem Klima eigenen Bäumen bedekt. Unsre Matrosen machten sich von allen diesen Früchten einen guten Vorrath. Auf der ganzen Insel fanden wir nur eine einzige Wohnung,

welche

welche ein Mann mit seinen drei Töchtern bewohnt, allein es ist ihnen sehr leicht mit einer Stadt Gemeinschaft zu haben, die nur drei Meilen von da auf dem vesten Lande liegt, und grosse Stadt heißt, ob sie gleich sehr klein ist. Von dieser Insel segelten wir nach den französischen Inseln. Während unsrer Fahrt fiengen wir eine Menge Goldforellen, Boniten, einige fliegende Fische, und insonderheit Piloten, eine Art kleiner sehr köstlicher Fische, welche deswegen so genannt werden, weil sie dem Haifisch zum Lootsmann dienen, vor welchem immer ein solcher schwimmt. Ich habe oft bemerkt, als wir dem Haifisch Lokspeise auswarfen, daß die Piloten sie zuerst kosteten, ehe der Haifisch sich der Beute bemächtigte. Wenn der Haifisch schon seinen Freund bey sich hat, so hat

er doch auch seinen Feind. Dieser ist ein kleiner platter Fisch, der sich an seinen Hals hängt, ihn aussaugt, und von welchem er sich nicht entledigen kann. Wir umschifften das Vorgebirg der guten Hofnung, und im Wintermonat bekamen wir die Ile de France zu Gesicht. Die Windstille hielt uns einige Tage im Gesicht dieser Insel. Während dieser Zeit schikte der Kapitän täglich ans Land um Erfrischungen abzuholen und insonderheit von den Schildkröten, welche eine vortrefliche Speise und zugleich ein wirksames Mittel gegen den Skorbut sind.

Es ist überflüssig eine Beschreibung dieser Insel zu machen, da sie heut zu Tage allgemein bekannt ist, und ich also nur dasienige wiederholen könnte, was mehrere Reisende schon gesagt haben. Mitt-

lerweile

lerweile wir warteten bis wir ans Land steigen konnten, fingen wir Fische von welchen dieser Seestrich wimmelt. Unter den verschiedenen Arten giebt es auch eine die man Rothfische nennt, und welche ausnehmend wohl schmeken und leicht sind; allein man muß sich sehr in Acht nehmen, daß man keine bekömmt welche einen halben Mond auf dem Schwanz haben, und eben so gut schmeken aber eine ausserordentliche Unbequemlichkeit verursachen.

Auf der Ile de France spricht man sehr viel von der Seekuh, einer Art Fische, deren Weibchen einen Busen wie unsre Weiber haben, vermuthlich gab dieses unsern Voraltern Anlaß zur Fabel von den Sirenen.

Wir hielten uns auf dieser Insel einen Monat auf, während welcher Zeit, ein

Theil unſerer Truppen mit einer anſtekkenden Krankheit befallen wurden, an welchen mehrere Offiziers und Soldaten ſtarben; die Reihe kam auch an mich, und nur durch eine ſtrenge Diät, und den Eigenſinn keine Arznei zu nehmen erhielt ich mich. Auf der Ile de France ißt man Fledermäuſe, welche an Geſtalt den in europiſchen ähnlich ſind, allein mit dem Unterſchied daß ſie viel fetter ſind, nur von Baumfrüchten leben, und ſich meiſtentheils auf Bäumen aufhalten; wenn ſie fett ſind iſt es eine gute Speiſe; man ſchneidet ihnen die Flügel, den Kopf und die Pfoten ab, wodurch ſie alles verlieren, was Ekel erweken kann. Jedoch iſt das Vorurtheil dagegen ſo ſtark, daß man Mühe hat einen erſt Angekommenen zu bereden etwas davon zu koſten. Beim Auslaufen von der Ile de France, war-

warfen wir bei der Ile de Bourbon welche nur vierzig Meilen von jener entfernt ist, die Anker. Das Klima dieser Insel ist viel gesunder und angenehmer als jenes von Ile de France. Hier sind die schönen Kaffeeplantagen, deren Kaffee für den besten nach dem von Moka gehalten wird. Es fehlt dieser Insel nur an einem Seehafen wo die Schiffe in Sicherheit wären. Bei der kleinen Stadt St. Paul legten wir uns vor Anker, allein wir blieben nur vier Tage am Lande, welches jedoch genug war, uns den Abschied von einem so schönen Aufenthalt zu erschweren. Die Bewohner dieser Insel leben viel einfacher als jene von Ile de France, wo doch auch die immerfort ankommenden Schiffe Luxus und Laster aus Europa mitbringen. Die Creolen dieser Insel sind groß, stark, dau-

erhaft, zu Krieg und Strapazen abgehärtet, worin sie sich von Kindheit an üben. Schon in ihrem zarten Alter ist ihre Hauptbeschäftigung auf der Jagd von Berg zu Berg zu laufen. Das schöne Geschlecht dieser Insel ist eben so liebenswürdig als tugendhaft. Die Weiber sind alle wohlgebaut. Hier kennt man keine Mieder und keine von allen denen Zwangmittel deren sich unsre jungen Europäerinnen bedienen. Seit der Niederlassung der Kolonie auf dieser Insel hat man keine übelgestaltete Person bemerkt.

Von der Insel Bourbon segelten wir Indien zu. Den 27. April landeten wir an der Küste von Coromandel, und hielten Unterredung zu **Karival**, einer französischen Niederlassung welche dreissig Meilen südwärts von **Pondichery** liegt. Folgen-

den

den Tag den 28. April legten wir uns unter Goudelour vor Anker und verbrannten zwei englische Schiffe. Den 29. wurde das Schiff der Comte de Provence, von 74. Kanonen, und die Fregatte la Diligente von unserm Geschwader beordert Herr von Lally zu Pondichery auszusezen. Den nemlichen Tag um 10. Uhr Vormittags gab die Fregatte die Silphide ein Zeichen, daß sie Schiffe sehe, welche man bald für ein englisches Geschwader erkannte, welches durch den Admiral Pocok kommandirt wurde. Gegen zwei Uhr Nachmittags nachdem sich beide Geschwader in Linien gestellt hatten, fieng ein heftiges Kanoniren an, die Engländer erhielten unsre erste Lage bei geschlossenen Schießlöchern, das Kanoniren dauerte drei Stunden. Ohne das Versehen eines unserer Schiffe

des

des Nachzugs und insonderheit, wenn wir durch den Comte de Provence wären verstärkt worden, so wäre der Vortheil wahrscheinlich auf unsrer Seite gewesen.

(De la Flotte machte nun in Indien einige Feldzüge zu Land mit, deren Beschreibung uns nicht interessirt; endlich machten ihn die Britten zum Kriegsgefangenen, und nun erzählt er weiter:)

Den 6. Mai 1760. kam ich auf der Insel St. Thome an. Hier traf ich ohngefähr dreissig meiner Kameraden an. Herr Pigot der General-Gouverneur wandte alle mögliche Mittel an, unser Schikſal zu erleichtern. Beinahe täglich kam er in den Garten der indischen Kompagnie, zwischen Madras und St. Thome, und gewöhnlich ließ er einen von uns einladen. In einer besondern

Un-

Unterredung mit diesem Gouverneur erhielt ich die Erlaubniß nach Europa zu gehen, weil ich keine Hoffnung hatte in Indien ausgewechselt zu werden. Einige Tage nachher fertigte er mich in gehöriger Form aus. Ich war klug genug im Vorbeireisen zu Pondichery bei Hr. Lally und Hr. Leyrit Gouverneurs unsrer Niederlassung in Indien ihre Einwilligung zu begehren. Dieses Zeichen von Ehrerbietung war ich ihnen schuldig, wegen der zärtlichen Freundschaft mit welcheu sie mich beehrten.

Damals lagen nur zwei Schiffe auf der Rhede zu Madras, welche von der Kompagnie bestimmt waren, in Sina eine Ladungsfuhr nach Europa zu holen. Aus Begierde einen Theil dieses Landes und seine sonderbaren Bewohner zu sehen und kennen zu lernen entschloß ich mich, auf

eines

eines dieser beiden Schiffe einzuschiffen. Hr. Pigot empfahl mich Herrn Burke dem Kapitain des Schiffs Pocok, welches am ersten unter Segel gieng. Den 12. Brachmonat lichteten wir die Anker; da ich mich von der Küste entfernte, konnte ich das Gefühl des Mitleidens nicht unterdrüken welches der Schmerz meine unglüklichen Landsleute zu verlassen und die schrökliche Aussicht in all das Unglük, hervorbrachte, welches der Verlust der Kolonie ihren Bewohnern nach sich zieht. Ich traf am Bord 10. frauzösische Soldaten an, welche durch das Elend getrieben, und aus Furcht einer langen Gefangenschaft sich entschlossen, bei den Engländern sich anwerben zu lassen. Sie vertrauten mir daß sie entschlossen wären bei der ersten Gelegenheit wieder in ihr Vaterland zurükzukehren;

allein

allein vor unsrer Ankunft in Europa rafte der Scorbut zwei Drittheil davon weg. Diese Unglüklichen wurden mir während der Fahrt gänzlich zugethan. Ich tröstete sie mit allem was ihre Lage erleichtern konnte, und wenn sie eine Bitte an ihren Kapitän hatten, wandten sie sich an mich damit ich Fürbitter seye. Der General-Staab des Schiffs bestand aus einem Kapitän, einem Lieutenant, Unter-Lieutenant, und die Equipage überhaupt aus 80. Mann, mit Inbegriff des Meisters, Untermeisters, Zimmermanns, Konstablers und Segelmeisters u. d. gl. Es waren unsrer fünf Passagier welche an der Tafel des Kapitäns speisten, nemlich Herr Newton, ehmaliger Kommandant der Insel Negrais, welche im Meerbusen von Bengalen liegt, südwärts des Königreichs Ava,

wo die Engländer ein Fort haben. Herr Sumption wecher sich vom Apotheker-Gesellen bis zum Handlungs-Vorsteher seiner Nation in Sinde der Hauptstadt einer moguliſchen Provinz empor geſchwungen, und damals ein groſſes Glük genoß. Hr. Lambe ehmaliger Kapitän der Truppen zu Madras und seine Frau. Dieſer Herr Lambe war der einzige der ein wenig franzöſiſch konnte, und welcher die Gefälligkeit für mich hatte, mir als Dolmetſcher zu dienen. Allein ſowohl um ihn nicht zu misbrauchen, als um mich in der engliſchen Sprache zu vervollkommnen entſchloß ich mich dieſelbe zu erlernen, und es gelang mir, mich nach Verlauf von drei Monaten verſtändlich zu machen.

Den achten Tag unſerer Fahrt segelten wir im Geſicht der Nicobariſchen Inſeln,

seln, welche am Meerbusen von Bengalen liegen, in der Entfernung von fünfzig Meilen der Spize von Achin gegenüber, gegen Nord-Ost zu. Diese Inseln schienen mir wegen der Menge Felsen und des wenigen Grünen, welches sich unsern Augen darstellte sehr unfruchtbar. Jedoch sind sie bewohnt, allein man sagt, daß sich ihre Bewohner nur von Wurzeln und Fischen ernähren. Wenige Tage nachher wurden wir durch einen Sturm in die Meerenge von Malaka getrieben. Die Stadt von welcher diese Meerenge ihren Namen hat, gehört den Holländern, welche sie im Jahr 1641 den Portugiesen entrissen; die Halbinsel an deren Ende dieselbe liegt, gehört zum Theil dem König von Siam. Die Küste ist mit einer ausserordentlichen Menge von Kokos- und andern Bäumen

bedekt, die den Seefahrern den Anblik der Häuser entzieht, welcher nun diese lachende Aussicht die dem Auge ein angenehmes abwechslendes Grüne darstellt, verschönern könnte. Wir blieben einen ganzen Tag mit gespannten Segeln der Mündung des Flußes gegen über, welcher die Stadt von der Vestung trennt. Unser Schiff wurde bald mit einer Menge kleiner Kanots umgeben. Es waren Malaien, welche uns Früchte und Fische brachten, die wir gegen Kleinigkeiten einhandelten. Unter andern gab es Früchten vom Mango-Baum, welcher diesem Klima eigen ist, und das köstlichste ist was man irgend in einer Gegend der Erde finden kann. Diese Frucht hat die Größe eines mittelmässigen Granatapfels, ist mit einer harten braunen Schaale umgeben, wenn man diese

erbricht

erbricht findet man eine weisse Milch von vortreflichem Geschmak in welcher vier röthlichte Schoten sind. Nachdem wir uns mit einem hinlänglichen Vorrath von Erfrischungen versehen hatten, so sezten wir unsre Fahrt wieder fort. Unsre Ausfahrt aus der Meerenge war sehr glüklich, und wir hatten bis Pulo-Timon, wo wir ausruhten keinen Sturm. Diese Insel liegt an der Halbinsel Malaka. Ihre Bewohner sind Malaien, sie gehen fast ganz nakend, und sind immer mit einem Spieße bewafnet; ihre Haare welche sie wachsen lassen, sind sehr lang. Die Häuser dieser Insulaner sind von Bambusrohren erbaut und sieben bis acht Schuh hoch von der Erde erhaben. Man steigt auf einer Leiter hinein. Sie schlafen auf Matten, welche ihnen auch zugleich zum Fußboden dienen.

In der Bai wo wir vor Anker lagen, war nur eine einzige Wohnung. Wir sahen nie mehr als sieben bis acht Männer welche zu Einer Familie zu gehören schienen. Allem Anschein nach hatten sie als sie unser Schiff erblikten ihre Weiber ins Innere der Insel geschikt. Uebrigens bewillkommten sie uns sehr freundlich, und versahen uns in Ueberfluß mit Früchten für etliche europäische Kleinigkeiten. Wir blieben drei Tage vor dieser Insel liegen um Holz und Wasser mitzunehmen. Ich stieg täglich ans Land um die wohlriechende Luft einzuathmen. Die Matrosen zeigten uns einst an einem Vormittage eine ungeheure Schildkröte welche sie gefangen, allein sie war von so ungewöhnlicher Art und so scheußlich, daß sie der Kapitän wieder ins Wasser zu werfen befahl,

fahl, weil er befürchtete ihr Fleisch möchte dem Schiffsvolk schädlich seyn.

Der Anblik dieser Insel ist reizend wegen der Schönheit und Verschiedenheit der Bäume mit welchen sie überhäuft ist. Ich habe welche gesehen die über hundert Schuh hoch waren. Die Insulaner benüzen das Holz nicht, weil sie keines weder zur Feurung noch zum Bauen nöthig haben, es ist also kein Wunder warum diese Insel wie der gröβte Theil der übrigen Inseln dieses Meers ganz mit Holz bedekt ist. Nachdem wir uns verproviantirt hatten, so lichteten wir die Anker und segelten Sina zu. Den 19. April 1760. kamen wir im Gesicht von Makao an, das Schiff muβte zweimal vier und zwanzig Stunden vor dieser Stadt liegen bleiben, um den Passagieren Zeit zu lassen,

daß sie ans Land steigen und ihre Sachen ans Land bringen können. Nur denjenigen ist erlaubt bis nach Canton zu gehen, welche vom Groß-Mandarin einen Paß erhalten; aber die Weiber sind von dieser Erlaubniß ausgeschlossen. Also war keine Hofnung für die englische Dame diese Stadt zu sehen. Sie war gezwungen ihre Zeit so lang das Schiff in China blieb in Makao zuzubringen. Ich stieg im Hause der franzöſischen Kompagnie ab, wo ich zwei Monate mit vielem Vergnügen wohnte. Während dieser Zeit erhielt man die Erlaubniß für mich nach Kanton zu gehen. Zu Ende Oktobers reiste ich mit den Hrn. Newton und Sumption ab. Wir miethe-ten eine chineſiſche Barke, mit welcher wir nach Verlauf von drei Tagen an dieſer Stadt landeten, welche die einzige ist wo

den Europäern erlaubt ist, ihren Handel zu treiben. Ich werde keine einzelne Beschreibung von den Sitten, Gebräuchen, Religion und Handlung der Sineser machen, weil man sie in den verschiedenen Beschreibungen welche es davon giebt finden kann. Ueberdies läßt sich auch bei einem zweimonatlichrn Aufenthalte nur eine kurze Skizze von dem National-Charakter, und alles dessen, das darauf Bezug hat machen; ich werde also nur einige Züge die ihrer Sonderbarkeit wegen interessant sind, anführen.

Bei meiner Ankunft zu Kanton begab ich mich sogleich in die französische Faktorei, wo ich so lange ich mich in dieser Stadt aufhielt wohnte. Alles was ich Anfangs sahe, schien mir ungewöhnlich und so sehr von unsern europäischen Sit-

ten und Gebräuchen verschieden, daß ich hofte nichts meiner Neugierde entwischen zu lassen. Gleich den Tag nach meiner Ankunft, durchlief ich die sinesische Stadt. Denn es ist keinem Fremden vergönnt in die Tartarische Stadt welche im Mittelpunkt jener liegt zu gehen. Ich verwunderte mich nicht wenig über die ungeheure Menge Sineser und Tartaren von welchen alle Kreuzwege wimmeln, wie auch über die unzähliche Anzahl Krambuden aller Art, womit die Strassen ausgeschmükt sind. Ich kann diesen Anblik mit nichts besser vergleichen als mit der Meße von St. Germain. Besonders erregte die Straße welche man die Porcellan-Straße nannte, meine Aufmerksamkeit. Sie ist vollkommen regelmäßig, mit Bruchsteinen gepflastert, und stellt von einem Ende bis

zum

zum andern die prächtigsten Krambuden dar, in welcher man alles was Sina von Kostbarkeiten in Porcellan liefert, antreffen kann. Die Sineser überhaupt, und insonderheit die Kaufleute sind ausserordentlich höflich. Wenn ein Fremder in eine Bude kömmt so bietet ihm der Kaufmann Thee an, bemüht sich ihm alles was er nur seltnes hat zu weisen, und begleitet ihn mit der größten Höflichkeit wieder zurük, sogar wenn er auch nichts gekauft hätte.

Der Pöbel ist dem Stehlen sehr ergeben. Besonders machen sich Leute dieser Klasse ein Vergnügen daraus ihre Fertigkeit an einem Fremden zu üben. Ich sah ein Exempel davon, als ich mit einem Dänischen Offizier spazieren gieng. Er bemerkte nicht eher als bis er nach Hause

kam, daß man ihm die Achselschnur seiner Uniform hart an der Achsel weggeschnitten hatte Wird der Diebstahl glüklich vollbracht so klatschen die Zuschauer dem Thäter Beifall zu, wird aber der Beutelschneider auf der That ertappt, so wird über ihn gespottet, und der Fremde kann ihm ungeahndet Stokschläge geben.

Bekanntlich ist das Weiße die Trauerfarbe der Sineser, und das Schwarze die Farbe der Fröhlichkeit. Die Europäer welche in Kanton wohnen richten sich auch nach diesem National-Geschmak. Sie gehen in schwarzen Atlas gekleidet und beinahe immer in Westen, sogar auch wenn sie Besuche abstatten. Dieser Gebrauch ist in der grossen Hize sehr bequem.

In Sina speißt man am köstlichsten, das Land liefert aller Arten Lebensmittel

in

in Ueberfluß. Ein Schmauß zu welchem ich mit dem französischen Subrekargo bei einem Sineser eingeladen war, gab mir einen hinlänglichen Begriff von dem sonderbaren Luxus dieses Volks.

Ein unermeßlich grosser niedlich gerüsteter Tisch, war mit einer Menge kleiner platter Schüßeln vom schönsten Porcellan besezt, allein die Speisen waren durch ihre Zubereitung so entstellt daß ich sie nicht erkennen konnte.

Hier kostete ich die Suppe von Vogelsnestern von welchen mehrere Reisebeschreiber erwähnen. Der Vogel welcher diese so hochgeachteten Nester baut, ist eine Art Schwalben, welche sich in Kochinchina aufhalten. Man behauptet daß der Stoff mit welchem er sein Nest an die Felsen bevestigt, aus Meerschaum und einem kleb-

klebrichten Saft den er aus dem Magen zieht beſtehe. Dem ſeie wie ihm wolle, dieſer Stoff wenn er ausgetroknet iſt, wird durchſichtig, gibt den Speiſen ohne daß man andere Würzung nöthig hat, den angenehmſten Geruch und Geſchmak. Die Sineſer halten ſie ſehr hoch, allein nur die Reichen können der Theure wegen Gebrauch davon machen *).

Ihr gewöhnliches Getränk nennt man Sampſu, welches eine Vermiſchung mit vergohrnem Reis iſt. Thee iſt ihr gemeinſtes Getränk. Die Sineſer trinken immer warm, allein ſie eſſen nicht kalt wie gewiße Schriftſteller ausſagten.

Die

*) Man verſicherte mich daß das Pfund bis 40 Taels zu ſtehen käme. Ein Tael machs 3 fl. 25 kr. rheiniſch.

Die fineſiſchen Weiber leben ſehr eingezogen, ausgenommen die gemeine Weiber. Sie gehen ſelten aus, und laſſen ſich in Sänften tragen. Es iſt Niemand unbekannt daß ſie kleine Füße haben, weil man ſie ihnen von Kindheit zuſammenſchnürt. Ohne zu unterſuchen aus welchem Beweggrund die Sineſer dieſe ſo ſeltſame als grauſame Gewohnheit fortſezen, welche ihren Schlachtopfern gänzlich das Vermögen zu gehen benimmt, ſchränk ich nicht auf die Verſicherung ein, daß nicht ſo ſehr als dieſes die Augen eines Europäers empört. Als ich noch zu Makao war, hatte ich Gelegenheit, den Fuß und das Bein einer armen Sineſerin zu ſehen, welcher ich um meine Neugierde zu befriedigen etwas Geld gab. Ihr Fuß war nur eine kleine ungeſtalte Fleiſchmaſſe, an welcher

cher man nicht das mindeſte Zeichen einer Zehe wahrnehmen konnte, und ihr Bein war mit einem Verband von mehreren Ellen umwunden, und war nur die bloſe Haut über den Knochen.

Man findet in Sina, wie in allen Ländern, Freuden-Mädchen, nur mit dem Unterſchied, daß ſie hier auf dem Waſſer leben. Polizeidiener machen immer die Ronde um jede Unordnung zu verhüten. Uebrigens ſind dieſe Mädchen nur für Mannsleute ihrer Nation beſtimmt. Ein Fremder der bei irgend einer ertappt würde, würde von den Aufſehern ſehr mishandelt, wenn er ſie nicht mit einer Summe Geldes beſänftigte. Dieſe Strenge iſt übrigens für die Europäer eine wahre Wohlthat, weil ſie ſich ohne dieſes Hinderniß ohnfehlbar durch das abſcheulichſte aller Uebel, durch

den

den Aussaz zu Grund richteten, eine unter diesem Klima gemeine Seuche, welche unheilbar ist.

Insgemein lieben die Sineserinnen den Puz sehr, und erschöpfen alle ihre Künste um sich zu verschönern. Die weisse und rothe Schminke ist hier auch in Gebrauch, allein mit mehr Behutsamkeit als in Europa, wo die Weiber ihre natürliche Reize durch Kunst und Koketterie verlarven. Die Sineserinnen beschäftigen sich hauptsächlich mit der Stikkerei, in welcher sie es sehr weit gebracht haben. In ihren Erholungsstunden vertreiben sie sich die Zeit mit Thee trinken und Tabak rauchen.

Was ihre öffentlichen Belustigungen betrift, habe ich während meines Aufenthalts in Sina keine andere gesehen, als Trauerspiele welche auf in offentlicher Strasse errichte-

richteten Schaubühnen aufgeführt werden, und welche jeder Vorübergehende umsonst sehen kann. Auf wessen Kosten und zu welchem Endzwek sie aufgeführt werden, ist mir unbekannt, allein so viel ist gewiß daß die Unkosten in Betracht ihrer kostbaren Kleider und der Anzahl Schauspieler und Musikanten nicht unbeträchtlich sind. Unter diesen Schauspielern giebt es kein einziges Frauenzimmer. Sowohl die Rollen der Kaiserinnen als Sklavinnen werden durch Jünglinge gespielt, deren weibliche Züge und Verkleidung täuschen. Ich habe mehreren dieser Vorstellungen beigewohnt. Es schien mir daß der Stoff zu ihren Schauspielen aus der National-Geschichte genommen, und daß sich die Sineser auf eine sonderbare Art bestreben, diejenigen ihrer Regenten welche sich durch Tugenden

und

und grosse Thaten unsterblich gemacht haben, auf die Schaubühne zu bringen. Auf diese Trauerspiele oder Helden-Dramen folgt gewöhnlich ein kleines Stük, welches eine Liebes-Intrike zum Gegenstand hat.

Unser Aufenthait in Kanton sollte ohngefähr bis zu Ende des Dezembers 1760. dauern. Es waren damals fünf englische Schiffe zu Wampou (einem Orte wo die Schiffe welche nach Sina kommen vor Anker liegen, vier Meilen von Kanton) welche alle beschäftigt waren mit ihrer Ladung zu endigen, und die lezten Zurüstungen machten, um unter Segel zu gehen.

Da die Engländer durch ein holländisches Schiff welches von Batavia kam erfuhren, daß französische Kriegsschiffe bei dem Eingang der Sundalschen Meerenge kreuzten, so entschlossen sie sich um nicht in ihre

Hände zu gerathen, einen neuen Weg zu versuchen.

Diejenigen Seeleute, welche meine Reisegeschichte lesen, werden in dem Versuch der Engländer gegründete Ursache finden, ihnen nicht nachzuahmen. Den 8. Januar 1761. lichteten wir die Anker und schiften fünf Schiffe an der Zahl von Wampou aus, mit dem Nordwind welcher so stark wurde, daß wir bald die Höhe erreichten. Als wir die Küste aus dem Gesicht verloren, ließen wir das Kap ostwärts liegen, und blieben zehen Tage in eben derselben Richtung. Die Gewalt des Windes trieb das Schiff südwärts, und die tobenden Wellen gaben ihm fürchterliche Stöße. Das Hin- und Herschaukeln des Schiffs war so stark, daß beinahe

Nie-

Niemand unsrer kleinen Flotte vom Erbrechen verschont blieb.

Endlich nach einer beschwerlichen Fahrt von 10. Tagen, legte sich der Wind, und wir richteten uns nach Süd-Ost um die westlichste Spize der Insel Lusson zu entdeken.

Wir segelten bei der angenehmsten Witterung im Gesicht der Philippinischen Inseln. Die Küste von **Mindoro**, **Panay** und **Mindanao**, schienen uns sehr gesund. Als wir bei der lezten vorbeigesegelt waren, so richteten wir unsern Lauf nach der Insel **Xolo**, welche von einigen Geographen uneigentlich **Jolo** oder **Solo** genannt wird. Wir waren ohngefähr fünfzehen Meilen davon entfernt und hatten kleine Inseln zur Linken. Unsre Flotte fuhr in einer Linie, der Commandant

an der Spize. Dieser trug drei Laternen am Hintertheil des Schiffs um den Lauf der andern Schiffe die Nacht hindurch zu sichern. Es war um 11. Uhr Abends, wir schiften in einer angenehmen Kühle und mit halben Segeln, als wir plözlich den Kommandanten sahen das Zeichen geben, daß er in Noth seie, und wir hörten sogleich Nothschüsse thun, um Hülfe herbei zu rufen. Ein solcher Lärm mitten in einer finstern Nacht, in einer wenig bekannten Gegend verbreitete auf allen Schiffen allgemeines Schreken. Man vermuthete mit Grund, daß der Kommandant in Gefahr seye zu scheitern, und wirklich hatte auch das Schiff an einem über dem Wasser kaum sichtbaren Felsen einen Spalt bekommen. Von den andern Kapitains durfte es keiner wagen ihm zu

Hülfe

Hülfe zu eilen, weil jeder auf sein eigenes Wohl bedacht seyn mußte. Wir waren mit einer Reihe Klippen umgeben, wovon wir schon das Brausen hören konnten, und wurden zu spät gewahr, daß uns ein reissender Strom dahin zog. In dieser äussersten Noth, da man das Schiff nicht mehr wenden konnte, blieb uns kein anderes Mittel zur Rettung übrig als Anker zu werfen. Die Furcht keinen Ankergrund zu finden vermehrte unsre Bestürzung. Man untersuchte und kam dreißig Fäden tief auf Muschelgrund. Sogleich ließ man die Anker nach, allein die allgemeine Unruhe wurde nur auf einige Augenblike gehoben. Der Griffin sank indessen auf den Grund, das Geschrei des Schiffvolks verbunden mit den Schreken der Nacht und unsrer eigenen Lage brachte uns bei-

nahe zur Verzweiflung. Zu gutem Glük waren ihre Schaluppen angebunden, sonst wären sie mit Mann und Maus zu Grunde gegangen. Unser Schiff welches am nächsten dabei war, nahm die Verunglükten auf. Es war rührend anzusehen wie die unsrigen ihre unglüklichen Kameraden empfiengen, sie trösteten und den Schmerz mit ihnen theilten. Allein wir waren der Gefahr noch nicht entgangen. Denn kaum fiengen wir an freier zu athmen, als der Oxford eines unsrer hinteren Schiffe, von seinen Ankern getrieben mit unerhörter Gewalt an uns anfuhr, das Segelwerk verwikelte sich gegenseitig, und die wiederholten schröklichen durch das Toben des Meers verursachte Stöße, sezten uns tausendmal der Gefahr aus eines das andere zu zerschmettern. Man wandte beiderseits alle

nur

nur erſinnlichen Mittel an, die beiden ungeheure Maſſen von einander loszuwinden. In dem Augenblik da alles ſich vereinigt zu haben ſchien, unſern Untergang zu befördern, wurden wir von einem neuen noch ſchröklichern Unglük überfallen — das Feuer ergriff unſern Vorder-Steven. Man urtheile von unſrer damaligen Verwirrung und Schreken in welchen uns dieſer neuer Zufall verſezte. Es fehlt mir an Worten unſre damalige Lage zu ſchildern. Die Engländer ſchienen durch ſo viel Unglük muthlos gemacht, zu unterliegen. Allein die zehn franzöſiſche Grenadiers welche bei uns an Bord waren und die mich die ganze Nacht hindurch nie verlieſſen, warfen ſich muthig mitten in die Flamme; ihr Beiſpiel ermunterte einige Engländer, welche ſich mit ihnen vereinigten

nigten, und durch die Gegenwart des Kapitäns belebt gelang es ihnen, mit nicht wenig Mühe das Feuer zu löschen. Diese die schröklichste aller Gefahren auf dem Meere, würde aufs höchste gestiegen seyn, da unser Schiff in dem es in die Luft gesprengt worden wäre, den Untergang des Oxfords nach sich gezogen hätte. Der Muth schien aber nun in allen aufs neue zu erwachen, und durch neues beiderseitiges Bestreben gelang es uns endlich die zwei Schiffe von einander zu trennen. Allein diese fürchterliche Nacht bereitete uns zu neuen Schreken vor. Frühe gegen drei Uhr wurde der Wind viel heftiger. Alle Schiffe, nur das unsrige ausgenommen wurden von ihren Ankern getrieben, sie spannten also aus Besorgniß an irgend einen Felsen getrieben zu werden alle Segel

auf

auf um die Höhe zu erreichen. Aber wie groß war ihre Bestürzung als sie bei Tagesanbruch wahrnahmen daß sie um einer Gefahr zu entrinnen sich in tausende gestürzt hatten. Wirklich fanden sie auch den einzigen Ausgang den ihnen der Wind gestattete, allein mitten durch eine tiefe Felsen-Reihe, wovon ihnen Unkunde und Nacht die Aussicht raubten. Schon wünschten wir uns zu unsern sichern Ankergrund Glük, als wir plözlich wahrnahmen daß die Reihe an die Felsen getrieben zu werden auch an uns kam. Da unser Kapitän nichts mehr von den andern Schiffen sahe, war er in grosser Unruhe. Aus Furcht sich zu verirren wollte er nicht weiter segeln und versuchte also um sich zu versichern den grossen Anker den man gewöhnlich den Anker der Barmherzigkeit

nennt, auszuwerfen. Zu gutem Glük hielt er und wir erwarteten den Tag mit Ungeduld. Als die Sonne am Horizont erschien entdekten wir mit Schaudern, daß wir mit kaum sichtbaren Felsen umgeben waren. Wir konnten kaum begreifen wie die andern Schiffe welche wir damals mehr als vier Meilen weit von uns sahen, durch diesen gefährlichen Paß gekommen seyen, da der Kapitän ungeduldig wurde seiner Reihe nach dadurch zu gehen, so schikte er eine Chalouppe voran den Durchgang zu untersuchen. Inzwischen legte sich der Wind, und da er uns günstiger wurde, benuzten wir die Gelegenheit wiewohl mit vielen Schwierigkeiten, uns mit den andern Schiffen welche mit gespannten Segeln uns erwarteten zu vereinigen. Als wir uns nun vereinigt hatten vertheilte man

die

die Equipage des Griffin. Auf unserm Schiffe gieng es mit dem Mundvorrath zur Neige, weil ein Theil davon verdorben war, deswegen entschlossen wir uns, nach der Insel Äolo welche nicht weit von uns entfernt war zu segeln und uns wieder zu verproviantiren. Mittlerweile sezte der übrige Theil der Flotte welche besser versehen war seine Fahrt fort. Die Insel Äolo liegt ohngefähr hundert Meilen südöstlich von der Insel Mindanao, und kann zu den philippinischen Inseln gerechnet werden. Sie hat ohngefähr dreissig Meilen im Umfang. Der Haven wo wir ankerten liegt am östlichen Theil der Insel, und ist eben so sicher als bequem. Bei der Einfahrt erblikten wir ein beträchtliches Dorf welches im Hintergrund der Bucht liegt. Da sich unser Kapitän bei den Bewoh-

wohnern in Ansehn sezen wollte, so ließ er das Land mit 7. Kanonenschüssen begrüssen; allein wie groß war unser Erstaunen, da uns Schuß für Schuß erwiedert wurde. Diese unvermuthete Erwiederung machte, daß wir die Vorsicht brauchten, bewaffnet ans Land zu steigen, die Bewohner weit entfernt bei unserm Anblik zu erschreken, kamen uns in ziemlicher Anzahl entgegen. Diese Insulaner sind den Malaien vollkommen ähnlich, sie haben wie jene eine vierekichte Gesichtsbildung, kleine gedrükte Nasen, und gelb = olivenfärbige Leibfarbe. Mit einem Worte, sie kleiden sich auf die nemliche Art und bauen ihre Häuser nach eben demselben Geschmak. Ihre Sprache hat eine wunderbare Uebereinstimmung mit der malaiischen; der einzige Unterschied zwischen diesen beiden

Völ-

Völkern liegt in ihrem Charakter. Die Malaien sind viel wilder; Einer von diesen welcher Bediente bei einem Engländer war diente uns zum Dollmetscher. Man führte mich zum Oberhanpt dieser Insel, welcher in diesem Dorfe residirt. Man gibt ihm den prahlenden Titel eines Sultans. Uebrigens stimmt dieser Titel mit ihrer Religion, welche eine Art Mahometismus ist überein. Der Pallast dieses Sultans besteht in einem grossen Gebäude von Bambusrohren, welches vier Schuh hoch von der Erde erhaben und mit einem angenehmen Wäldchen umgeben ist. Wir stiegen auf breiten hölzernen Stufen in dieses Gebäude. Die Hauptpforte ist mit zwei Insulanern die mit einem Spieß bewafnet sind, besezt. Unser Gefolge blieb um Wache zu halten auswendig stehn, wäh-

während der Kapitän, zwei englische Passagiers und ich durch einen Minister in ein grosses Zimmer eingeführt wurden, wo dieses Oberhaupt mitten zwischen seinen fünf bis sechs Günstlingen saß. Nachdem wir ihn durch Neigung des Haupts begrüßt hatten, gab er uns ein Zeichen daß wir sizen sollten. Unser Dollmetscher überreichte ihm alsdann von Seiten des Kapitäns, ein Stük Scharlach, sechs Messer, eine Flinte und einen Spiegel. Dieses Geschenk schien ihm grosses Vergnügen zu machen, insonderheit der Spiegel bezauberte ihn ganz. Er sah sich mit Bewunderung drinnen und lachte sehr als er die Nachahmung seiner Gebärden erblikte. Seine Günstlinge bewunderten ihn auch der Reihe nach. Der Sultan welcher seinen Weibern das nämliche Vergnü-

gnügen machen wollte, ließ sie deswegen rufen, und übergab ihnen den Spiegel, in welchen sie sich mit viel Lebhaftigkeit beschauten. Es waren zwölf dieser Weiber, welche nur so weit bekleidet waren als es nothwendiger weise die Schamhaftigkeit erfordert. Einige hatten eine fast weiße Haut, und ziemlich angenehme Bildung. Sie schienen sich besonders zu verwundern, uns zu sehen und begaben sich auf das Zeichen, welches ihnen der Sultan gab ungern zurük. Wenige Augenblike hernach bediente man uns mit Schokolat in silbernen Tassen, den besten den ich je in meinem Leben genoß. Der Sultan, welcher unser Betragen gegen ihn sehr wohl aufnahm, erbot sich zu allem was in seinen Kräften stand, und versprach insonderheit dem Kapitän Lebensmittel für

sein

sein Schiff. Auf dieser Insel gibt es vortrefliche Früchte, Geflügel, Rindvieh und wilde Büffel in Ueberfluß, auch findet man hier Baumwolle, Reis, und in einigen Gegenden Weizen. Die gemeinsten Bäume sind der Ebenholzbaum, der Campeschenholzbaum, der Muskatnusbaum, der Bananen- oder indische Feigenbaum und der Brodfruchtbaum. Unsre Matrosen versahen sich mit geringen Kosten mit allen nöthigen kleinen Bequemlichkeiten auf eine lange Fahrt. Die Insulaner gaben uns für Kleinigkeiten, Früchte, Affen und aller Arten von Papagaien. Wir blieben acht Tage lang auf dieser Insel, während dieser Zeit wurden diejenigen die den Skorbut hatten und für welche man ein Zelt am Land aufgerichtet hatte gesund.. Als wir von der Insel Xolo ausfuhren ließen

wir

wir das Kap südwärts liegen, um die vier kleinen Inseln zu untersuchen, welche nordwestlich von der Spize Stroomo liegen, wo sich die Insel Celebes endigt. Von da kamen wir in die Meerenge, welche durch diese und die Insel Borneo gebildet wird. Man erlaube mir hier eine kleine Bemerkung zu machen die den Seefahrern und Geographen zu einigem Nuzen gereichen könnte. Auf allen Karten die ich untersuchte, bemerkte ich mehr als vier Grad, da wo sich die Küsten der Insel Celebes und Borno am meisten nähern, da jedoch niemand auf unserm Schiff war, welcher die beiden Küsten nicht klar und auf einmal erkennen konnte, welches unwiderlegbar beweißt, daß die Entfernung aufs höchste zwei Grad ausmacht, weil es nicht wohl möglich ist,

eine Küste zu sehen, die mehr als zwanzig Meilen entfernt ist, es sei denn daß die Küste ausserordentlich hoch seie. Uebrigens ist der Weg zwischen diesen zwei Inseln nicht gefährlich. Wir nahmen diesen Weg, um durch die Meerenge von Sapi ins offne Meer zu kommen. Allein wir hatten zuvor noch grosse Gefahren auszustehen, da wir nahe bei einer Felsenreihe und Sandbänken vorbeisegeln mußten, welche man die Postillions und Paternoster nennt. Wir hatten die Winde welche mit erstaunlicher Gewalt von Zeit zu Zeit wehen, zu befürchten, welche vereinigt mit den reissenden Strömen, uns leicht hätten scheitern machen können. Die Meerenge von Sapi, östlich von Lomboo, wird durch die Inseln Cumbava und Flores, welche beide einen Theil der

Moluk-

Molukkischen Inseln ausmachen, gebildet; die Durchfahrt durch diese Meerenge ist sehr gefahrvoll, wegen den reissenden Strömen und Mangel an Ankergrund. Jedoch kamen wir glüklich hindurch, und da wir frisches Wasser nöthig hatten, so landeten wir am südlichen Theil der Insel **Cumbava**. Wir warfen am Eingang einer herrlichen Bai die Anker, allein wir blieben nur zwei Tage hier. Es scheint daß diese Insel alle dem Boden eigne Produkte im Ueberfluße hat. Wir sahen eine Menge Pferde welche in den Wäldern und an den Ufern frei herumliefen.

Von der Insel **Cumbava** bis zur Insel **St. Helena** segelten wir fünf Monate lang, ohnunterbrochen fort, ohne etwas anders zu sehen, als Himmel und Meer. Die widrigen Winde und das

Unwetter fiel uns bei dem Vorgebirg der guten Hofnung sehr beschwerlich. Wir brauchten beinahe vierzehen Tage es zu umsegeln, wegen dem Umkreis welchen wir machen mußten. Nach einer so wohl langen als beschwerlichen Reise kamen wir im Gesicht der Insel St. Helena an. Als ich mich ausschiffte erfuhr ich den Verlust von Pondichery. Die Freude, welche die Insulaner deswegen äusserten, verdoppelte den Schmerz welchen mir die traurige Neuigkeit verursachte.

Die Insel St. Helena liegt im Atlantischen Meere zwischen Afrika und Süd-Amerika, unter dem eilften Grad südlicher Breite, gehört den Engländern und hat ohngefähr sieben Meilen im Umfang. Ihre Ufer sind hoch und durch Felsen gebildet. Die Berge welche sie bedeken,

deken, ſtellen dem Auge das ſchönſte Grün dar, und die Thäler weichen in Anſehung ihrer Fruchtbarkeit und guten Viehweiden keinem Lande der Erde. Wir ſtiegen in das beträchtlichſte Thal im ſüdlichen Theil der Inſel, wo die Reſidenz des Gouverneurs liegt, welches eigentlich nur eine Straſſe von ohngefähr ſiebenzig nach europäiſcher Art erbauten Häuſern iſt. Die Seite gegen dem Meer iſt von Natur beveſtigt und wird noch überdies durch eine Batterie beſchüzt. Die engliſch-oſtindiſche Kompagnie hat einen prächtigen Garten im Hintergrunde dieſes Thals, allein es wird keinem Fremden erlaubt, weiter in die Inſel hinein zu gehen. Es war höchſte Zeit, daß unſer Schiff um auszuruhen einlief, da zwei Drittheil des Schiffsvolks am Skorbut ſchmachteten. Sehr wenige ſtar-

ben daran, und ich machte zum Wohl der Menschheit die Bemerkung, daß der wilde Portulak das meiste zur baldigen Wiederherstellung beitrug.

Die Fremden welche sich hier ausschiffen, müssen sich aus Mangel an Gasthöfen bei den Einwohnern in Kost begeben, welches ihnen Gesellschaft verschafft. Das schöne Geschlecht ist hier zur Fröhlichkeit sehr geneigt. Acht Tage war ich auf der Insel St. Helena und war damals der einzige Franzos auf dieser Insel, als Herr Lally mit zwei Offiziers welche ihm sehr zugethan waren, auf dem Onstow einem Schiffe der englischen Kompagnie welches von der Küste von Koromandel kam, hier ankam. Ihr Schikſal war wie das meinige, als Kriegsgefangene nach England geführt zu werden. Der Gouverneur

verneur erwies dem französischen General alle mögliche Ehre, sogar gab er einen Ball wozu er die Vornehmsten der Kolonie einladen ließ.

Wir hielten uns sechs Wochen auf der Insel St. Helena auf, und segelten in Gesellschaft mehrerer Schiffe ab, um unsern Lauf gerade nach England zu richten.

Bei der Insel Fernandez, bei welcher wir vorbei mußten, lag ein französisches Geschwader von Kriegsschiffen, dem wir sicher zur Prise worden wären, wenn es uns wahrgenommen hätte. Welches damals der feurigste Wunsch meines Herzens war, und ein eben so günstiger Augenblik als derjenige meine Befreiung hätte das übermüthige Betragen solcher Leute gerächt, die man unter allen Nazionen findet und bei uns Gascogner nennt.

In den lezten Tagen des Septembers 1760. kamen wir nach einer zwei Monat langen Fahrt in den Dünen an. Wir fuhren auf der Themse bis nach Deptfort, einem Fleken welcher vier Meilen von London liegt, und wo man Schiffe baut. Von Deptfort wurde ich mit fünf französischen Soldaten welche von den zehn übrig geblieben waren durch eine englische Wache nach London geführt. Man führte uns zu den Kommissarien des Towers zu London, wo man mir nachdem ich mein Patent vorgewiesen auf mein Wort die Erlaubniß gab drei Tage in der Stadt zu bleiben. Vier von diesen Soldaten wurden ins Gefängniß geschickt, den fünften hatte ich das Glük dadurch zu befreien, daß ich ihn für meinen Bedienten ausgab, er war von guter Herkunft, und durch Jugendstreiche

gend-

genöthigt nach Indien zu gehen, während der Fahrt bezeugte er mir sehr viel Zuneigung.

In dem französischen Gasthof, welcher im Quartier der Börse lag, waren mehrere französische Offiziers, die als sie aus Amerika zurükkamen zu Kriegsgefangenen gemacht wurden. Nach Verlauf von drei Tagen erhielten wir Befehl uns nach Dover zu begeben, um ausgewechselt zu werden, und von da nach Frankreich zurük zu kehren. So grosse Lust ich auch hatte einen Theil von England zu sehen, so wurde sie doch durch die Hoffnung nach einer so langen Abwesenheit bald in mein Vaterland zu kommen unterdrükt. Wir blieben drei Wochen zu Dower; das Paketbot, welches uns nach Calais übersezen sollte war zur Abfahrt bereit, man erwartete

nur den Prinz Gallizin und einen andern russischen Herrn, welche die Ueberfahrt bestellt hatten, und vom Hof kamen, wohin die Krönung der Königin sie gelokt hatte. Wir lichteten die Anker sobald wir an Bord waren, und nach einer Ueberfahrt von 12. Stunden stiegen wir zu Calais ans Land.

Die Freude nach so vielen Gefahren und harten Strapazen gesund und wohlbehalten wieder in meinem Vaterlande zu seyn, wurde durch das unbeschreibliche Vergnügen, meine alte Freunde wieder zu sehen, und durch die Ergießung meines Herzens in den Schoos meiner zärtlichen Verwandten um vieles erhöht.

Uebersezt von Ch. C. E.

II.

Nachrichten von dem Königreich Magadoxo, auf der Ostküste von Afrika. *)

Von dem Laskar Jsuf.

Aus dem Englischen. **)

Da ich in den Dienst des Königs aufgenommen wurde, war ich hauptsächlich dazu bestimmt, Sr. Majestat bei der

*) Ein Erdstrich der noch zu den unbekannten Ländern gehört. Folglich muß uns jeder Beitrag zur nähern Kenntniß desselben willkommen seyn.

**) Aus dem Universal Magazine, 1730. — Warum ist dieser Aufsaz, der doch über ein ganz unbekanntes Land Licht verbreitet, bisher

der Tafel aufzuwarten. Der König selbst, sowohl als seine Unterthanen, nehmen ihr Mahl auf dem Fußboden, der nur mit einer Matte bedekt ist. Gekochter Reiß, gedämpftes und geröstetes Fleisch, Ochsen- und Schöpsenfleisch sind ihre gewöhnliche Speise, zuweilen Wildpret; Fische, und Geflügel hingegen seltner, welche Speisen zwar alle sehr stark mit Salz und Pfeffer gewürzt werden, sonst aber keine andere Brühe erhalten. Gedachter Reiß dem gewöhnlich Oel oder Früchte des Landes, z. B. Plantanen, Bananen und so weiter beigemischt werden, machen die Küche des gemeinen Volks aus. Sie kennen den Gebrauch der Messer und Gabeln nicht, son-

bisher von den Geographen ganz unbenuzt geblieben? — Ist er nicht ächt? Oder blieb er wirklich, wie ich eher vermuthe, ganz unbekannt?

sondern zerstüken ihre Speisen, wenn sie zubereitet sind, mit ihren Fingern. Jsuf hatte die Erlaubniß in der Stadt herum zu gehen, erhielt es aber nicht aus der Stadt heraus gehen zu können. Der gröβte Theil ihrer Häuser ist aus Marmor oder irgend einem andern rohen Steine gebaut; da sie die Kunst Steine zu poliren nicht verstehen. Die Häuser haben gerade Dächer, die mit einer Art von grossen, dichsten Baumblättern überzogen sind, durch welche keine Feuchtigkeit dringen kann. Die Aussenseite ihrer Häuser bemalen sie mit verschiedenen Farben roth, blau und grün, statt der Glasfenster bekommen sie das Tageslicht durch Löcher.

Jhre einzigen Geräthschaften einen Tisch oder Bett nicht einmal ausgenommen,

men, sind ihre Matten, die auf den Fusboden ausgebreitet, den Dienst der Tische und des Bettes versehen müssen. Ihre Kleidung bereiten sie aus den Fasern der Rinde eines gewissen Baums. Sie bereiten ihre Speise meistens auf der freien Strasse, oder in besonders dazu eingerichteten Plätzen, in einer kleinen Entfernung von ihren Häusern, weil es bei der Hize des Klima's nicht wohl möglich ist, in den Häusern selbst Feuerheerde oder Kamine anzubringen.

Der König hält keinen Hofstaat, wie andere Regenten zu thun pflegen, auch begleitet ihn keine Leibwache, denn er ist so vollkommen von der Zuneigung und Treue seines Volks überzeugt, daß er ohne das geringste Unterscheidungszeichen ganz allein durch die Strassen geht. Jedermann

mann geht bei ihm vorbei seinen Geschäften nach, ohne ihm die geringste Ehrfurcht zu bezeugen, und doch giebt es keinen Fürsten, dessen Befehle pünktlicher vollzogen und strenger gehalten werden. So wenig als gegen den König selbst zeigt man Achtung gegen den Adel, und in der That unterscheidet ihn nichts vom gemeinen Volke als der grosse Turban. Der Adel selbst sowohl als der König, gehen barfuß und mit unbekleideten Schenkeln über die Strasse.

Selbst die Königinn wenn sie ausgeht, hat weder Wache noch Begleiterinnen, ihr glänzendes Kleid von Purpur oder grünfarbiger Seide und ihr mit Federn von allen Farben geschmüktes Haar, unterscheidet sie sich von ihren Unterthanen; aber dieser prächtigen Kleidung ungeachtet

trägt

trägt sie keine Schuhe und keine Strümpfe. Die gemeine Volksklasse geht ganz nakend, und nur die Vornehmern sind von der Brust an nach unten zu bekleidet. Die Weiber scheinen ihre nakenden Brüste mit einer Art von Stolz zur Schau zu stellen, und doch kaum daß sie etwas zu Jahren kommen oder einige Kinder geboren haben, hängen sie schlaff herab. Ihre Kindbetten sind ungemein leicht, kaum haben sie das Kind zur Welt gebohren, so können sie schon wieder ihren Geräthschaften nachgehen.

Nur dann, wann der König sich von einem Ort seiner Besizzungen zum andern begiebt, zeigt er sich einigermassen im Prunk. Er reitet auf einem Elephanten und seine Hofleute begleiten ihn; auf jeder Seite des Elephanten ist eine Galerie die

ohn-

ohngefähr zehn Fuß ins Gevierte hat, und eine beträchtliche Menge Menschen fassen kann. Der Regierer des Elephanten reitet aber nicht wie es in Indien gebräuchlich ist, sondern zwei Personen führen ihn, ob er gleich nicht nur das größte, sondern auch das folgsamste vierfüssige Thier ist, in beiden Ländern nur durch Zeichen regiert wird, aber wozu er keine Lust hat vermag ihn keine Macht zu bringen.

Die vesteste Stüzze des Königs ist die Liebe seiner Unterthanen, die er sich durch seine strenge Gerechtigkoit und durch die unpartheilichste Austheilung seiner Gunstbezeugungen erwirbt, denn in diesem Lande ist wahres Verdienst der einzige Weg, durch welchen man zu Vorzügen gelangen kann.

Der König hält selbst in eigner Person Gericht, einige der Vornehmsten unterstüzzen ihn dabei, mit ihm pflegt er bei besondern Vorfällen Rath, und schwer zu entscheidende Fälle übergiebt er ihnen zur Entscheidung. Hauptverbrecher sind in diesem Lande etwas sehr seltenes, da das Volk von Natur von sehr ehrlicher Gemüthsart ist, da nichts sie reizzen kann ihre Nachbarn zu bestehlen, oder sonst Unrecht zu thun, da ihre hauptsächliche Nahrung der Reiß in Ueberfluß wächst, und sehr wenig zu ihrer Kleidung bedürfen, Lakkeonien, reiche Kleider und andere Gegenstände des Luxus sind in diesem Winkel des Erdballs noch nicht bekannt.

Wird einer aber doch des Lebens verlustig, so wirft man ihn den wilden Thieren vor, oder der Vollzieher des Urtheils

schlägt

schlägt ihm mit einer Keule vor den Kopf.

Eine der beliebtesten Ergözzungen des Hofes sind Gefechte von wilden Thieren. Von ihrer Religion kann ich wenig mit Gewißheit sagen, obgleich die Missionarien der Portugiesen einst einige Proseliten gemacht haben, so ist doch der Saame der christlichen Religion schon lange wieder erstikt. Die gemeine Volksklasse ist ein träges Volk, und können es seyn, da die zum Leben notwendigen Bedürfnisse so ohne alle Mühe erlangt werden können, sie haben wenig oder fast gar keinen Handel, die Jagd, den Fischfang kann man eher zu ihren Ergözlichkeiten als zu ihrer Beschäftigung rechnen. Das Gewand, in welches sie sich hüllen, ist das einzige, das einer Art von Manufaktur bei ihnen gleich

kommt. Sie spinnen und weben den Zeug dazu, oder vielmehr sie verbinden die Fasern der Rinde des oben beschriebenen Baumes mit einander, welches den Stoff zu ihren Kleidern giebt.

Man behauptet, es gäbe auch Gold- und Silber-Bergwerke in diesem Lande, aber ihre Art diese Metalle zu gewinnen, oder das Gold von den minder edlen Metallen zu scheiden ist mir noch nicht bekannt worden.

Der Charakter dieses Volks scheint nichts weniger als grausam zu seyn, sie sind so freundschaftlich und gastfrei gegen Fremde, als gegen einander selbst, nur kann man ihnen diese guten Eigenschaften nicht gegen Weisse beilegen. Ihre Kinder lehren sie schon, sie als Wilde und Menschenfeinde zu betrachten, das

wahr-

wahrscheinlich daher kömmt, daß einige von ihnen gewaltsamer weise von den Portugiesen, oder anderm europäischen Volke zu Sklaven gemacht worden sind. Von zahmen Thieren fanden wir in diesem Lande, Elephanten, Kameele und Schaafe. Die Schaafe aber haben keine Wolle, sondern eine Art von rothen Haaren. Von wilden Thieren sahen wir Löwen, Tiger, Leoparden, und andere Gattung die dieses Land mit anderen Theilen von Afrika gemein hat, ausserdem aber auch Straussen und anders Geflügel, und solche, die ihm eigen zu seyn scheinen; hieher gehört vorzüglich der **Pyon**, der ein so grosses Thier ist, daß einige davon eine Höhe von 10. Fuß erreichen. Sie brüten nur zwei Eyer zu gleicher Zeit aus, deren jedesmal das eine ein Männchen und das

andre ein Weibchen ist. Man fängt sie nur, so lange sie noch jung sind, und dann werden sie so zahm, daß man sie auf den Strassen herum laufen läßt. Der Bozer ist eine Art von Amphibie; er hält sich an den Ufern der Flüße auf, und lauert auf Fische, seine Gestalt ist einem Vogel ähnlich, aber statt des Gefieders hat er eine harte Oberdekke, die so hart ist wie Baumrinde, und durch die kein Pfeil dringt.

Nachdem ich eine geraume Zeit den König bedient hatte, wurde ich unter die Wache, die die Aufsicht über die Gräber und Denkmale des Königl. Hauses hat, aufgenommen. Die prächtigsten Gebäude in diesem Lande sind die Begräbnisplätze.

Neun und zwanzig solcher Begräbnißplätze giebt es, welche in einem Thale zwei Meilen von Magadoro liegen, alle

sind

sind von den Königen erbaut worden. Der größte Begräbnißplaz oder Murzak hat 80. Fuß im Quadrat. Die Gräber sind von schwarzem und weissem Marmor, jedes hat eine Kuppel, und über derselben eine prächtige Pyramide. Es befinden sich in denselben fünf und vierzig Urnen, oder Vasen von Gold, die die Asche der Verstorbenen enthalten, da es bei diesem Volke hergebrachte Sitte ist, ihre Todten zu verbrennen. Um diese herum hängen sechzehn goldne Lampen, und eine verlöschte hingegen, die andern werden nur bei Leichenbegängnissen angezündet.

So viel Urnen und Vasen hier sind, so viel Könige liegen hier begraben.

Ein anderer Begräbnißplaz der 59 Fuß im Quadrat hat, ist vor die Königinnen bestimmt; alle Gräber daselbst sind von

weissem Marmor. Sechs und fünfzig goldene Urnen sind daselbst —. Die Lampen stehn auf marmornen Fußgestellen, und in der Lampe, die mitten steht, ist ein verlöschendes Licht —.

Ein anderer Begräbnißplaz ist für die Prinzen bestimmt, der durch nichts als durch die Verschiedenheit der Größe, sich von dem der Könige und der Königinnen unterscheidet, und ein Vierter für die Prinzessinnen, den Adel und den Vornehmsten im Staate, die sich besonders um den Staat verdient machten, und den Priestern erzeigt man zuweilen die Ehre sie auf dem Begräbnißplazze der Könige beizusezzen.

Von ihrer Religion hab ich um so weniger in Erfahrung bringen können, da sie selbst

selbst wenig Begriffe davon zu haben schienen. Weil sie ihre Todte verbrennen, und nicht wie die Mahometaner begraben, so läßt sich vermuthen, daß sie Götzendiener sind. Ehe der Leichnam verbrennt wird, stellt man ihn zur Schau aus. Hier öffnet der Priester den Leichnam, nimmt das Herz heraus, und giebt es dem nächsten Verwandten, der es in einer Urne an den Ort trägt, wo der Körper mit dem Herzen verbrennt wird. Nachdem die Asche in eine Urne gesammelt worden, so begeben sich alle mit grosser Feierlichkeit auf den Begräbnißplaz, wo die Asche niedergelegt wird. Sonst aber wird der Verblichene auf keine Art von seinen Verwandten beweint, oder um ihn getrauert, wie es bei uns Sitte ist.

Sie haben Tempel und Götzenbilder darinnen, auch in jedem Hauſe iſt eines, das einem Wolfe ähnlich ſieht, ich kann aber nicht mit Gewißheit behaupten, ob ſie ihnen göttliche Ehre erweiſen. Dem ſei, wie ihm wolle, ſo üben ſie doch alle menſchliche Pflichten aus, verlezzen die natürliche Rechte der Menſchheit nicht, und nur ſelten macht ſich ein Einzelner einer ungerechten Handlung ſchuldig. Viele Jahre lebte ich unter ihnen, und ſie behandelten mich nicht anders als einen Eingebohrnen. Freilich mag das wohl die Urſache geweſen ſeyn, daß ich ſie viele zu den Bedürfniſſen des Lebens nöthige Künſte lehrte. Z. B. Fiſchnezze ſtrikken, Salz machen, indem ſie Meerwaſſer in Behälter auffingen, es der Soune ausſezten, wodurch das Waſſer verdünſtet, und das

Salz

Salz auf dem Boden ſizzen blieb. Ehe ich ſie die Kunſt Salz zu machen lehrte, mußten ſie ſich mit dem begnügen was ſie aus den kleinen Hölungen am Ufer des Meers auffiengen.

Während meines Aufenthalts am Hofe von Magadoro empörte ſich eine Stadt welche ohngefähr 60. engliſche Meilen von Magadoro liegt, der Bedrükkungen ihres Statthalters müde und tödtete ihn. Der König zog ſogleich eine Armee zuſammen, die auf ſeinen Befehl bereit iſt, und eilte an der Spizze ſeiner Macht bis vor die aufrühriſche Stadt. Ich war befehlicht einen Bogen und Pfeil zu tragen, welches die einzigen Waffen Magadorianer ſind. Denn ehe ich ſie unterrichtete, hatten ſie keinen Begriff von Feuergewehr. Kaum war der König mit ſeiner

Armee

Armee vor der Stadt, als ihre Bewohner schon geflohen waren, deswegen lies er einen Befehl verkündigen, daß sie zu ihren Hütten zurük kehren sollten; indem er ihnen verzeihen wolle, und zu gleicher Zeit trat er seinen Rükmarsch an.

Aber kaum war er davon benachrichtigt worden, daß die Einwohner von Saine, wieder Besiz von ihren Wohnungen genommen so kehrte er bei Nacht wieder zurük und tödtete den größten Theil davon, ehe sie Zeit zur Flucht hatten.

Nachdem ich 16. Jahr in Magadoxo gelebt hatte, kam ich im Jahr 1729. nach England.

III.

Digitized by Google

III.

Beschreibung der Insel Mozambik, auf der Ostküste von Afrika.

Nach Bucquoy. *)

Die Insel **Mozambik** oder **Mosambik**, liegt in dem Königreich **Mongale**, auf der Küste von **Zanguebar**, gerade unter dem 15. Grade südlicher Breite; sie erstrekt sich gegen Süden und Norden längs dem festen Lande hin, und liegt ungefähr eine Viertelmeile von dem Walle. Ihre Länge beträgt eine halbe Stunde; 400. Ruthen hat sie in die Breite, und der

*) In dessen sechzehnjähriger Reise nach Indien. Aus dem Holländ. 8. Leipzig 1771. — Diese Beschreibung verdient hier um ihrer Vollständigkeit willen eine Stelle.

der Umfang ist eine, und eine Viertelmeile. Sie hat eine schöne grosse Bai, die längs dem festen Lande hingeht. *) Zwischen dem Fort und der nördlichen Ekke der Bai liegen zwei unbewohnte Inseln mit einem weissen Strande. Diese Bay ist ein guter Hafen für viele Schiffe, weil sie vor allen Winden sicher sind. Der Hafen hat 8, 9, und 10 Faden guten Ankergrund und läuft an der Stadt hin, so, daß die Schiffe zwischen dem festen Walle und dem Forte liegen. Ungefähr einen Musketenschuß weit von dem Walle, wenn man einläuft, müssen die Schiffe so dicht bei dem Forte vorbeifahren, daß man mit einem Steine hineinwerfen kann. Dieses Fort stehet auf der

*) Plane der Insel und Bai findet man im I. und V. Band der allgemeinen Historie der Reisen.

der Ekke der Insel auf einer Anhöhe zur linken Hand, wenn man in die Bay hineinsegelt. Es hat vier Bollwerke und an dem Wasserthore einen Wasserpaß, worauf 8. Kanonen stehen. Dieses Kastell kann mit seinem Geschüze den Hafen inwendig auf allen Seiten, und die ankommenden Schiffe von aussen bestreichen. Auf der Landseite kann man nicht anders als mit zwey oder drey Mann ankommen, und dieser Weg geht an einer Courtine hin, wo der Wasserpaß ist. Es ist ferner mit einem trokenen Graben umgeben, und die Mauern desselben sind an die 20 Fuß hoch.

Diesem Kastell gegen über an der Nordseite liegt noch ein Wasserkastell, worauf 24. grosse Kanonen stehn, und zwischen diesen beiden Kastellen müssen die Schiffe durchfahren.

Kein

Kein Fremdling darf sich unterstehen oben auf die Bollwerke zu gehen, um sie zu besehen. Das Fort ist durchgängig schlecht mit Besazung versehen, weil sich viele durch das unordentliche Leben verderben, und von der ungesunden Luft umkommen.

Ungefähr 600. Schritte von dem Kastell geht man hinab in das Dorf, welches sich in einem Thale bis an das Kloster St. Domingo erstrekt, worin das berühmte und reiche Krankenhaus steht.

Dieses Dorf bestehet ungefähr aus 350. Häuser, die meistentheils nach der portugiesischen Art von Steinen gebauet, nicht hoch und unansehnlich sind. Ausser diesem portugiesischen Dorfe findet man einen Plaz für die Eingebohrnen. Die Häuserchen oder Hütten darin sind von Stroh. Es geht eine einzige Strasse durch,

und

und die andern sind bloſſe Nebenſtraſſen und ſchmale Durchſchnitte, hinter welchen die Gärten liegen.

Es ſind drey Kirchen in dieſem Dorfe, welche groß und mit Orgeln verſehen ſind. Sie heiſſen die St. Antonius, St. Dominicus und St. Gabriels-Kirche; auch iſt eine in dem Kaſtell. Ferner findet man drey Klöſter daſelbſt, wovon eins die Pauliner, eins die Dominicaner, eins aber die Geiſtlichen und Weltlichen zuſammen beſizen.

Ich habe mich vielmals gewundert, daß die meiſten Schriftſteller und ſelbſt die Portugieſen dieſes Dorf eine Stadt nennen. Ich habe es mehr als funfzigmal umgangen, und es auf allen Seiten offen gefunden. Man findet zwar an einem Orte ein Stük von einer verfallenen Mauer,

das an der Ecke der Insel an der Ostküste ungefähr 50 Ruthen lang ist, und zwey Fuß über der Erde stehet: allein dieses kann man eher eine Brustwehr als eine Stadtmauer nennen. Zu meiner Zeit war diese Mauer gänzlich verfallen, übrigens war es, wie gesagt, rund herum offen, und durch das Wasser von dem festen Lande abgesondert.

Ich denke noch bisweilen an das Unternehmen des Seeräubers Kapitäns **Railor**, da er **Mozambik** mit seinem Volk überrumpeln wollte. Die meisten wagten es nicht aus Furcht, ob sie gleich ausser dem unzählige Proben von kühnen und grossen Unternehmungen abgelegt hatten. Man sieht hieraus, wie viel die Einbildung thut, wenn man die Macht eines Orts genau kennt. Das Fort ist zwar

unüber-

unüberwindlich und ganz wohl mit Vertheidigungswerken und mit Geschüzze versehen; allein die Besazung ist sehr schwach; und was hilft alsdenn die Stärke des Plazes? Hierzu kömmt noch die Furcht, die sie vor den Seeräubern haben, so daß ein Seeräuber gewiß so gut ist, als drey Portugiesen. Ich zweifle gar nicht, daß sie es ohne vielen Verlust würden eingenommen haben, wenn sie Railors Rathe zu Folge in den Hafen hineingesegelt, und das Volk alsdenn ans Land gesezet hätten. Was konnte ein Haufen Mohren, Eingebohrne und gemächliche Paters für Widerstand thun? Das Fort konnte sie in dem Dorfe nicht hindern, und mit den Schiffen hätten sie so nahe unter dem Walle hinfahren können, daß ihnen das Geschüz wenig Schaden gethan haben

 würde.

würde. Sie würden einen unschäzbaren Schaz erbeutet haben, und wenn sie alsdenn die Stadt oder das Dorf in Brand gesteket hätten, so würden sie die Portugiesen schon haben zwingen können, sie wieder herauszulootsen: doch alles dieses im Vorbeigehen.

Die Luft von **Mozambik** ist warm und sehr ungesund, *) auch fehlt es an frischem Wasser. Das Land ist wegen der Trokenheit dürr und unfruchtbar: gleichwohl ist ein Wald von Kokosbäumen daselbst. Man findet auch Goaven = Limonen = und Citronenbäume, und andere Indianische Früchte. Grüne Sachen findet man nicht, als bloß in den kleinen Gärten der

*) Hamilton (A. H. d. R. V.) sagt, man schikke deswegen aus Indien Verbrecher zur Strafe auf gewisse Zeit dahin.

der Portugiesen. Auf der ganzen Insel wächst weder Waizen noch Reiß noch anders Getraide, das zu einer europäischen Lebensart nöthig ist; alles dieses muß von aussen dahin gebracht werden; so daß für einen armen Fremdling nicht viel daselbst zu bekommen ist.

Die Einwohner des Landes sind Schwarze. Sie sind von Natur klein, und haben durchgängig auf dem Kopfe ein wollichtes Haar. Ihre Sitten und Lebensart sind rauh. *)

Die übrigen Einwohner sind Portugiesen; doch sind sie mehrentheils von Schwarzen erzeugt. Diese nähren sich mit dem Handel, so wie die Mohren, die sich hier als Faktors und Kaufleute drey Jahre lang

*) Hamilton sagt, man habe sie sehr gerne als Sklaven.

aufhalten dürfen, worauf sie wieder nach Indien, als nach Damon, Surate, u. s. w. zurükkehren, wo sie zu Hause gehören: Diese vertauschen ihre indianische Waaren gegen Gold, wovon ich hier einen so grossen Ueberfluß gefunden habe, als an irgend einem Orte in ganz Indien. Dieses Gold giessen sie in grosse Stangen, und schiken es alle Jahre mit ihren Schiffen nach Indien.

Die Portugiesen haben noch viele andere Komtoire, auf der Ostküste von Afrika, als zu Sofala an dem Flusse Zuama, zu Monomotapa und an verschiedenen andern Oertern, wohin sie mit kleinen Fahrzeugen Handel treiben. Diesen Handel führen sie mit Getränke, gemeinen Kleidern, Schnüren, Corallen und andern Kleinigkeiten. Dagegen tauschen sie Elephantenzähne,

zähne, Amber, und vornemlich Gold ein, welches sie mit so vielem Vortheile thun, daß die Gouverneurs, die nur drey Jahre hier bleiben, jedesmal mit einem königlichen Schaze nach Goa zurükkehren.

Dieses Komtoir schreibt allen andern Geseze vor, und bestimmt die Preise. Die Portugiesen sind die einzige christliche Nation, welche die ganze Ostküste des Goldreichs Afrika, (welches ich Salomons Ophir zu seyn glaube) besizen, und die Früchte davon einernden. Sie halten die Oerter, wohin sie handeln, so geheim, daß sie sogar die Breiten der Komtoire verlegen; wie ich solches selbst von ungefähr in ihren Karten entdekt habe, und wie man auch an der Hauptstadt von Monomotapa aus den neuen Karten sehen kann. Es wäre zu wünschen, daß die Holländer

ihre Karten ebenfalls sowohl in Acht nähmen, als man hier thut, so würden sie bey den Engländern und andern Völkern nicht so bekannt seyn. Wenn sie einen Anschlag machen, so wird ausser den Steuerleuten und Lootsen Niemand dazu gelassen!

Zugabe.

Ludwigs von Barthema *) Nachricht von Mozambik.

Die Insel Mozambik ist nicht sehr groß, aber sehr volkreich, sie hat einen

*) Ein Italiener, der auch Ludovicus Vartomannus genannt wird. Er machte im 16 Jahrhunderte weite Reisen, und beschrieb sie selbst in italienischer Sprache. Ich habe die alte deutsche Uebersezung vor mir, die Hieron. Magiser im J. 1610. zu Leipzig m. K. herausgegeben hat — diese Nachricht von Mozambik ist nicht unmerkwürdig.

nen sehr guten Hafen, und es wird ansehnliche Handlung da getrieben. Sie liegt nicht weit vom festen Lande von Afrika, wie auch das Königreich Mozambique, welches von der Insel den Namen hat und dazu gehört. Der König von Portugal zieht aus beiden Orten als auch aus dem Königreiche Kaffala jährlich grosse Summen an Golde und Elfenbein.

Wir blieben 14. Tage auf der Insel; die Einwohner sind ganz schwarz und sehr arm, sie haben weiter nichts, als was ihnen aus dem nahe dabei liegenden Lande zugeführt wird.

Wir giengen auch verschiedenemal auf dem festen Lande spazieren, um die Gegend zu besehen. Die Einwohner sind auch Schwarze und gehen nakend, blos über die Scham haben die Männer Baum-

rinden und die Weibspersonen grosse Baumblätter gebunden. Ihr Haar ist kurz und kraus, ihre Gesichter sind groß und die Lippen zwey Finger dik; sie haben ausserordentlich große und schneeweiße Zähne. Sie sind sehr furchtsam, besonders wenn sie gewafnete Mannschaft sehen. Wir entschlossen uns, da wir sie so muthlos fanden, ohnerachtet wir nur sechs Personen, aber gut mit Gewehr vrrsehen waren, tiefer in das Land hinein zu gehen, und nahmen deswegen einen Wegweiser aus der Insel mit uns. Als wir eine Tagreise gemacht hatten, trafen wir die Elephanten Haufenweise an. Unser Wegweiser unterrichtete uns, wie wir es machen mußten, um vor ihnen sicher zu seyn. Nämlich wir musten brennende dürre Hölzer in den Händen tragen, die beständig Funken

von

von sich warfen; weil sie sich vor dem Feuer fürchten. Doch begegneten wir einmal drey Elephantinnen mit ihren Jungen; diese kehrten sich nicht daran, sondern verfolgten uns bis auf einen Berg, wo wir sicher vor ihnen waren. Dieser Berg war sehr hoch, so daß wir bey 10. Meilen gehen mußten, bis wir auf der andern Seite wieder hinabstiegen, wo wir einige Höhlen fanden, worin die Mohren ihre Wohnungen haben.

In dieser Gegend von Etiopien hat das Volk eine seltsame Sprache. Sie geberden sich just wie die sizilianischen Eseltreiber, welche die Zunge unter den Rachen legen, und ein seltsam Geschrei machen, wovon die Mauleseln fortgehen. Unser Wegweiser fragte uns, ob wir gesonnen Kühe oder Ochsen zu kaufen, weil sie

hier

hier sehr wohlfeil wären. Wir antworteten ihm, wir hätten kein Geld; denn wir befürchteten, er möchte mit den Einwohnern einverstanden seyn. Er sagte uns aber, daß wir dazu kein Geld nöthig, weil diese Leute mehr Gold als wir hätten, weil nahe bei ihnen welches wüchse, und sie beständig welches fänden; wenn wir ihnen aber kleine Scheren, Glökchen oder Schellen für ihre Kinder, oder Stükchen Tuch zum umbinden gäben, so würden wir einen guten Handel mit ihnen machen können, weil sie diese Sachen gerne hätten. Wir sagten ihm, daß wir auf diese Art mit ihnen handeln wollten, wenn sie uns die Kühe bis an das Gebirge führten. Er sagte uns aber, daß das Volk nie weiter als auf den Gipfel des Berges zu bringen wäre. Es hatte aber blos ei-

ner von uns ein Büchsenmeister ein Barbiermesser und eine Schelle bey sich, ich zog daher mein Hemde aus um es ihnen zu geben, als dieses der Wegweiser sahe, fragte er, wer so viel Vieh bis zum Meere führen sollte. Wir erwiederten, daß wir das, was sie uns dafür geben, schon mit uns hinwegbringen würden.

Der Wegweiser nahm hierauf die Sachen, gab sie einem Mohren, und forderte 30. Kühe dafür. Die Mohren boten uns durch Zeichen 15. Kühe. Wir sagten ihm er sollte sie nehmen, aber daß wir nur nicht angeführt würden. Sie brachten sie aber gleich darauf, und führten sie bis oben auf den Berg. Als wir ohngefähr 1000. Schritte von ihnen weg waren, hörten wir einen grossen Lärm in den Höhlen; wir befürchteten, daß es uns gälte, und

daß

daß sie uns nachkommen und überfallen wollten; wir sezten uns daher in einen wehrhaften Stand. Die zwei Mohren aber, die uns die Kühe treiben halfen, gaben durch Zeichen zu verstehen, daß wir uns nicht zu fürchten hätten, und unser Führer sagte, daß sie wegen der Schelle mit einandr kriegten, weil ein jeder sie haben wollte. Auf dem Berge giengen die Mohren wieder zurük. Beim Absteigen des Bergs musten wir durch einen 5. Meilen langen Wald, der aus Kubebenbäumen bestand. Es begegneten uns auch einige Elephanten darin, die machten, daß zwei Kühe gerade wieder über das Gebirge zu den Mohren zurükliefen, mit den übrigen kamen wir wieder in der Insel Mozambik an.

IV.

IV.

Beschreibung des Landes von Rio de Lagoa *) und seiner Einwohner.

Von Jakob Frank. **)

Das Land von Rio de Lagoa hat viel Hügel, der Grund ist sandig, troken und unfruchtbar und das Wasser, wel-

*) Rio de Lagoa — Lachen- oder Seefluß, wird eine weite Bai, auf der Ostküste von Afrika unterm 26. Grad Süder-Breite, genannt, welche zum Kafferland und zwar, wie Bucquoy sagt, zum Königreich gehört, von welchem wir noch so wenig Nachrichten haben. Die Holländer versuchten es verschiedene male, Niederlassungen daselbst anzulegen.

**) Er war zwischen 1756. und 1760. daselbst. Seine Reisenachrichten sind der deutschen Uebersezung der Reisebeschreibung des Bucquoy angehängt.

Digitized by Google

welches man in Höhlen und Gruben findet, ist sehr salpetrig. Es wird von den Eingebornen gebraucht, weil sie weit von den Flüssen wohnen, die frisches Wasser führen, daher es durch die Länge der Zeit sehr ungesund für sie ist. Das Land von Tampe ist wohl das trokenste: doch ist das hohe Land, auf welcher Seite unsere Festung gelegen hat, sehr fruchtbar. Man findet daselbst Ananas, Pisangs, saure Limonen, Wasserlimonen, Zukerrohr, Zwiebeln, Portulak, Reiß, Tabak, Patatten, türkischen Weizen, weisse Bohnen und eine gewisse Art von Saamen, den sie Parsade oder Pombe nennen. Dieser Saamen wird in einem Bloke klein gestossen, mit Wasser vermischt und gekocht, worauf sie ihn drei Tage gähren lassen, und alsdenn trinken. Dieser Trank ist beinahe so,

als

als wenn man grobes Mehl mit Buttermilch vermiſcht: der Geſchmak iſt noch ziemlich gut, und dienet ihnen ſowol zur Nahrung, als auch um den Durſt zu löſchen. Es iſt ganz unglaublich, wie viel die Eingebohrnen von dieſem Tranke trinken können; und ſie ſind nicht eher zufrieden, als bis ſie recht ſatt davon ſind, und ſich einen Rauſch getrunken haben.

Bei der rothen Ekke und weiter in das Land hinein findet man eine Menge von Lorokbäumen, deren Früchte den Roſenknospen ähnlich ſind. Wenn dieſe Knospen zur Reife kommen, ſo berſten ſie von einander, und das Lapok oder die Baumwolle kömmt zum Vorſchein. Mangel an Lebensmitteln braucht man daſelbſt nicht zu leiden; denn man findet Kühe, Schaafe, Bökke, Hüner, u. ſ. w. im Ueberfluſſe.

Das Land ist auch sehr volkreich; doch ist es unter verschiedne Häupter vertheilet. Die Wälder sind mit allerhand Arten von wilden Thieren angefüllt. Elephanten findet man darin in Menge, und die Wildschüzen, welche mit dem Schiffe Scholtenburg von dem Vorgebirge der guten Hofnung dahin geschikt worden waren, haben deren 28. erlegt. Ferner findet man Löwen, Tiger, Wölfe, Nashörner, Hirsche, schöne streifigte wilde Esel und Affen. Ungeziefer, als Ratten, Schlangen, Skorpionen, Skolopenter und ungemein grosse Frösche findet man daselbst in Menge, desgleichen allerhand Arten von Vögeln, worunter sehr schöne blaue und grüne Turteltauben merkwürdig sind.

In den Wäldern findet man auch eine Menge Honig und Wachs, welches die

Ein-

Eingebohrnen auf das Pfeiffen eines gewiſſeu Vogels zu finden wiſſen. Der gröſte Handel beſteht in Elephantenzähnen und Ambra; doch habe ich von dem lezten wenig oder nichts geſehen. In dem Innern des Landes hat man köſtliches Kupfer, Zinn und Eiſen, welches von einer Gattung von Hottentotten dahin gebracht wird; auch habe ich von ihnen verfertigte eiſerne Schaufeln geſehen, die zur Bearbeitung des Landes gebraucht werden.

Man findet daſelbſt in den Flüſſen viel Krokodille und Seekühe, (eigentlich Flußpferde) welche leztere gräßliche Thiere ſind, und von den Eingebohrnen nicht können gefangen werden. Sie halten ſich allezeit in friſchem Waſſer auf, und graſen des Nachts auf dem Lande. Dieſe Thiere können wegen der Härte ihrer Haut und

diken Knochen nicht wohl mit bleiernen Kugeln erlegt werden: man muß nothwendig zinnerne Kugeln und starke Büchsen dazu gebrauchen; und wenn man sie hinter die Ohren treffen kann, so müssen sie sogleich ihr Leben lassen.

Im September fangen die Nordwinde an zu wehen, und die Heuschrekken kommen Haufenweise aus den sandigen Wüsteneien, und bedekken die innern Gegenden von Monomotapa, wodurch vielmals Krankheiten bei den Eingebohrnen zum Vorschein kommen; und diese bestehen meistentheils in brennenden und hizzigen Fiebern, woran die Leute in zwei oder drei Tagen sterben. In diesem Monate, wie auch im Oktober wird das Land umgegraben, und der Saamen in den Grund gebracht.

Im

Im November fängt die üble Mouſſon oder Regenzeit an, und dieſe dauert bis in den Monat Merz, worauf es am Tage ſo unerträglich heiß wird, daß man gar nicht im Stande iſt, über den Sand wegzugehn, und ſich ſogar die Schuhſolen verſengt. Des Abends und des Nachts wird es ſehr kalt, und des Morgens fällt ein ſtarker Thau, der mit dem Anbruche des Tages wie ein ſtarker Nebel in die Höhe zieht. Dieſes Wetter iſt vielmals mit ſtarken Donner, Blizen und Schlagregen begleitet; und ich kann aufrichtig verſichern, daß ich dergleichen niemals weder geſehen noch gehört habe. Allein von dem Monat März an, bis zum Oktober iſt es bisweilen ſehr kalt, und beſtändig trokken Wetter, und die Winde wehen aus Südoſt und Südweſt.

Die Einwohner dieſes Landes werden von einigen Tarnetanen genennt, doch ſind ſie meiſtentheils unter dem Namen der Kaffern bekannt. Sie ſind ſehr faul und diebiſch; ſie laſſen nichts liegen, als glühende Nägel und heiſſen Sand.

Die Männer ſind durchgängig von Statur ſchön und ſtark, laufen nach ihrer Landesart nakend, und haben blos die Schamtheile mit einem von Binſen geflochtenen Körbchen bedekt. Sie haben ſtatt der Haare Wolle auf dem Kopfe, worauf ſie ſehr ſtolz ſind, und ſich ſolche alle Morgen in verſchiedene Figuren zurechte machen laſſen. Ihr Geſicht iſt auf eine ſonderbare Art zerſchnitten. Dieſe Leute thun nichts, als daß ſie ein wenig fiſchen, welches ſehr zu beklagen iſt, weil ſie in allen Dingen ſehr klug ſind. Dieſes

kann

kann man daraus sehen, daß sie Nägel, eiserne Tabakspfeifen und viele andere Dinge mehr aus Eisen zu schmieden wissen.

Die Frauenspersonen sind kurz von Statur, und verstellen sich durch das Zeichnen und Schmieren ihres Körpers und ihres Gesichts überaus sehr. Sie laufen ebenfalls nakend, und bedeken blos ihre Scham mit einem vierekigten blauen oder rothen Lappen, der ins Gevierte einen Fuß beträgt. Auf dem Kopfe tragen sie bisweilen Müzchen die von Striken sehr artig verfertigt sind. Diese Frauen sind sehr arbeitsam; sie gehen des Morgens früh in den Wald, um Holz zu hauen, und wenn sie nach Hause kommen, so tretten sie sogleich an einen Blok, der einem hölzernen Mörser nicht unähnlich ist, um Parsade oder Bombesaamen darin zu

ſtoſſen. Sie bearbeiten das Land, und ſammeln in der Erndte ein. Bei allem was ſie verrichten, haben ſie jederzeit ihre kleinen Kinder bei ſich, die ſie in einem Boksfell auf dem Rüken tragen; und wenn dieſe kleinen Geſchöpfe zu ſchreien anfangen, ſo wiſſen ſie ſie ſogleich ſtille zu machen, indem ſie ihnen ihre Brüſte, die ziemlich groß ſind, über die Schultern hinwerfen und ſie ſaugen laſſen.

Ihre Wohnungen oder Hütten ſind rund, und mit Schilf beflochten; der Boden und die Wände ſind mit Leim und Kuhdrek beſtrichen; mitten auf dem Boden kochen ſie, und neben dem Feuer, welches zugleich ihr Licht iſt, haben ſie ihre Schlafſtelle auf einer Matte und etwas aufgeworfenen Leime. Ein Stük Holz dienet ihnen zum Hauptküſſen. Sie haben keinen

Haus-

Hausrath, auſſer einigen hohen runden Körben, die beinahe wie Bienenkörbe aussehen, und worin ſie ihren Bombeſaamen und Bohnen verwahren.

Ferner machen ſie allerhand Arten von Rohrkörbchen, hölzernen Schüſſeln, Löffel, Beile und Wurfpfeile; Nezze, Strikke und Fiſchleinen wiſſen ſie ſehr artig und ſtark von Binſen in einander zu drehen. Die Bretter zu ihren Fahrzeugen hauen ſie mit ihren kleinen Beilen von ſtarken Bäumen, und ſo glatt, daß man ſich darüber wundern muß.

Sie baken auch Brod von Bombeſaamen, welchen ſie, nachdem ſie ihn geſtampft und geknettet haben, in Eiſang oder andere Blätter wikeln. Sie machen hierauf in die Erde eine Grube, legen es hinein, und machen das Feuer oben auf

die Erde, wodurch es so durchbakken wird, daß es bisweilen eine sehr harte Rinde bekömmt, und ziemlich gut schmekt.

Sie wissen auch sehr geschwinde Feuer zu machen, indem sie ein Stükchen Holz nehmen, eine Kerbe schneiden, und ein wenig troknes Heu oder Elephantenkoth hineinlegen. Hierauf nehmen sie ein troknes Stökchen von Dornen, sezzen es in die Kerbe, und drehen so lange, bis die Flamme herausfährt. Auf diese Art wissen sie sich in allen zu helfen.

Ihr größter Reichthum besteht in der Menge der Weiber und in Vieh. Die Weiber, die einem alleine zugehören, wohnen alle zusammen in einer Negerei oder einem Reviere. Wenn ein armer Mann nicht im Stande ist, eine Frau zu kaufen, so wird ihm von dem Könige oder

Ober-

Oberhaupte eine Frau angewiesen; jedoch mit der Bedingung, daß die davon kommenden Kinder dem Könige zugehören. Sie kaufen die Weiber für zehn Bökke und eine Kuh, welche leztere sie schlachten, wenn die Frau dem Manne übergeben wird: können sie sich aber einer Frau bemächtigen, ohne sie zu kaufen, so lassen sie sich nicht faul dabei finden. Sobald eine Frau schwanger ist, so wird sie nicht mehr von ihrem Manne erkannt. Jede Frau hat auch eine besondere Hütte, und wenn sie stirbt, so wird diese Hütte mit allem was darin ist, in Brand gesteckt: stirbt aber der Mann, so nimmt des verstorbenen Bruder oder nächster Verwandte die zurükgelassene Frau und Kinder zu sich.

Wenn eine Frau zwei Kinder auf einmal bekömmt, so bringen sie, wie mir die

Ein-

Eingebohrnen selbst erzählt haben, eins um, und lassen allezeit das schönste am Leben. Sie bilden sich in diesem Falle ein, daß die Frau von einem bösen Geiste geschwängert worden. Diese Art zu verfahren kam mir sehr grausam vor: und da ich ihnen zu erkennen gab, daß dieses unerlaubt wäre, ihnen auch dabei erzählte, daß die holländischen Weiber bisweilen wohl drei oder vier Kinder zur Welt brächten, so antworteten sie mir, daß eine solche Frau eine Mokwa, d. i. eine Hunde-Schwester wäre. Wenn eine Frau gebohren hat, so geht sie gleich an den Fluß, um sich zu reinigen: sie geht alsdenn wieder an ihre Arbeit, und das neugebohrne Kind, welches weiß zur Welt kömmt, und blos einen schwarzen Ringel um den Nabel hat, legen sie, nachdem sie es zuvor gerei-

reiniget haben, in ihre Hütte neben das Feuer auf eine Matte.

Sie leben unter einander sehr gemeinschaftlich: Sie werden nichts essen, ohne einander etwas davon mitzutheilen. Sind sie auf der Reise, so werden sie niemals in Verlegenheit gerathen: überall finden sie freie Herberge: sie leben sehr unbekümmert, und sind allezeit zufrieden, sie mögen etwas zu essen haben oder nicht.

Der Geringe hat wenig Achtung vor dem, der Grösser ist, und jeder ist sein eigener Herr. Sie wissen nichts von Zöllen und Auflagen oder Ausgaben für Arbeitslohn, weil sie einander in allem helfen. Daß aber gleichwohl einige Strafen unter ihnen statt finden, kann man daraus sehen, daß sie den 24. März 1759. einen

von

von ihrem Volke ums Leben brachten, der sich mit einer Kuh vermischt hatte.

Sie sind durchgängig gesund, und erreichen gemeiniglich ein Alter von 60. 70. und 80. Jahren; ja ich habe selbst welche gesehen, die ihrer Angabe nach über 100. Jahre alt waren. Krüppel, Bukeliche oder Gebrechliche habe ich niemals gesehen, und man weiß daselbst ganz und gar nichts davon.

Sie heirathen frühzeitig. Die Mädchen werden im eilften und zwölften Jahre durchgehends für mannbar gehalten; verschiedene haben mit dem zwölften oder dreizehenden Jahre schon ein Kind. Allein hier heißt es auch: früh reif, früh alt: denn kaum haben sie das dreissigste Jahr erreicht, so werden sie schon unter die alten Weiber gerechnet, und zeugen keine

Kinder

Kinder mehr. Die Mannspersonen sind ebenfalls frühzeitig im Stande, die Pflichten der Ehe zu vollziehen, und sie heirathen gemeiniglich mit dem 13. oder 14. Jahre, worin sie den meisten morgenländischen Völkern gleich sind.

Dieses Volk, welches in dasiger Gegend wohnt, ist nicht boshaft, aber furchtsam; dabei ist es ziemlich civilisirt, welches meines Erachtens von dem beständigen Umgange mit den Holländern herrühren mag. Sie sind in Ansehung der Freundlichkeit von denen sehr unterschieden, die einige Meilen weiter ins Land hinein wohnen.

Ihr gröſstes Vergnügen besteht in Singen und Tanzen, und zu ihrer Musik bedienen sie sich eines Hakebrets und einer Schalmeie. Sie wissen nicht, was ein

Jahr,

Jahr, Monat oder Tag ist: und eine Stunde nennen sie einen Faden. In ihrem Essen sind sie sehr ungezogen, denn sie verschlingen meistentheils alles halb roh. Wenn sie eine Kuh schlachten, so nehmen sie das Eingeweide, die Därme und die Pfoten, legen sie ein wenig aufs Feuer, und verzehren sie sogleich mit dem größten Appetite. Die Hühnerdärme fressen sie mit dem Kothe und Unflathe, wie sie aus den Hühnern kommen, ganz roh; und auf diese Art machen sie es mit allem Vieh, welches sie in den Wäldern todt und stinkend finden, weswegen auch ihre Zähne alle ausgefeilt sind. Die Heuschrekken, welche den Monat September in Menge dahin kommen, werden von ihnen ein wenig auf dem Feuer gebraten und ebenfalls gegessen.

Die Ceremonien, welche sie bei den Begräbnissen ihrer Todten beobachten, kommen mit der Hottentotten ihren, wovon wir zuvor geredet haben, beinahe überein; doch mit dem Unterschiede, daß jene ihre Todten ganz nakend aufrecht stehend in das Grab hineinstellen, da hingegen diese die Ihrigen in eine Kühhaut nähen, und sie so ins Grab legen.

Die Männer begeben sich niemals, aus Furcht vor den wilden Thieren, ohne Gewehr auf den Weg, sondern sind allezeit mit einem Bunde Wurfpfeilen versehen.

Wenn sie auf die Elephantenjagd gehen, so nehmen sie ihre Wurfpfeile, bespeien und bestreichen sie mit einer gewissen gekauten Materie, weil sie sich einbilden, daß dieses grossen Nuzzen schaffe. Kommen sie aber an einen Elephanten,

so fürchten sie sich so sehr, daß sie ihm nicht leicht nahe kommen. Sie steigen daher auf einen Baum, und werfen von da ihre Wurfpfeile nach ihm, wobei sie nicht leicht fehlen werden, und jagen alsdenn die Thiere so lange mit ihrem Geschrei und Geheule, bis sie aus Müdigkeit und wegen des verlornen Blutes auf die Erde niederfallen. Wenn sie sich nun auf diese Art des Thieres bemächtigt und es getödtet haben, so wird es abgezogen, nachdem der König zuvor ein Stük von der Schnauze und dem Schwanze abgeschnitten, und es auf seine Art gesegnet hat. Jeder nimmt hierauf ein Stük mit nach Hause, welches sogleich ans Feuer gesezt, und nachgehends mit grosser Freude verzehrt wird. Diese Thiere werden auch von ihnen noch auf eine andere und bequemere

quemere Art gefangen. Sie graben eine Grube, welche 5. bis 6. Fuß tief iſt; in dieſe ſezzen ſie eiſerne Stangen, die 3. Fuß lang, an der Spizze ſehr ſcharf und mit Widerhakken verſehen ſind. Ueber dieſe Grube legen ſie Stöke, und bedekken dieſelben mit Roſen. Sobald nun dieſes Thier darauf kömmt, ſo muß es wegen ſeiner Schwere in die eiſernen Nägel fallen, worauf ſie es mit ihren Wurfpfeilen ſo lange von hinten zu ſtechen, bis es durch das verlorne Blut kraftlos wird, und den Geiſt aufgiebt.

Man findet unter dieſem Volke ſehr viele Aerzte, und man hat auch ſehr gute Heilungsmittel. Ich habe unter andern eine Wurzel geſehen, welche ſehr gut für den Rothlauf war; doch konnte ich ſie nicht habhaft werden. Dieſe Aerzte wiſſen

ihre Kranke sehr geschwinde wieder herzustellen. Eine Frau, die ihre Knieschеibe gebrochen hatte, wurde in eine Hütte gebracht, worauf man ihr solche mit Binsen statt der Schienen umwand, und einige gekochte Kräuter umschlug, worauf sie in wenig Tagen wieder gesund wurde. Eben so habe ich auch eine Frau curiren sehen, welche das Fieber hatte. Einer von diesen schwarzen Aerzten nahm Fett und zu Pulver gestossenes gebranntes Fünfingerkraut, bestrich dieser Frau die Schläfe, die Stirne, die Nase, das Kinn, die Schultern und die Füsse, gab ihr etwas von diesem Pulver ein, und that ihr einen geschmierten Faden, woran Hünerflügel hiengen, rüklings um, und sie wurde in kurzer Zeit wieder gesund. Diese Menschen leben übrigens sehr ruhig; man hört jezt

wenig

wenig von Kriegen, die ehemals bei ihnen sehr gemein waren: und wenn ja noch welche geführt werden, so haben sie wenig zu bedeuten. Die Eifersucht findet bei ihnen ebenfalls nicht statt, denn die Mutter bietet sich nebst ihrer Tochter in Gegenwart des Mannes selbst an; ja so gar der Mann bisweilen seine eigene Frau. Doch gehet es wohl in dem Lande von Tempe in diesem Stükke am unordentlichsten zu; denn sobald man nur einen Fuß ans Land sezt, so bieten sich diese Geschöpfe sogleich an, und leben hierin nichts besser als das Vieh.

Ihr größter Schmuk besteht in gelben steinernen Korallen, oder kupfernen Ringen um den Hals, um die Arme und um die Finger; welches Metall sie höher als das Gold schäzen. Man kann hieraus

ſehen, wieweit die Lebensart und die Sitten der Menſchen von einander unterſchieden ſind, welches vielleicht unglaublich ſcheinen möchte, wenn man es in der Erfahrung nicht ſo befände. Nachdem wir aber den groſſen Unterſchied in der Lebensart dieſer Völker geſehen haben, ſo wird es nicht undienlich ſeyn, auch etwas von ihrer Sprache und Gottesdienſt anzumerken.

So unvernünftig und viehiſch ſie in ihrer Lebensart ſind, eben ſo unbeſonnen und rauh ſind ſie in ihren Ausdrükken. Man hört nichts als böſe Worte von ihnen, ohne daß ſie ſich daran kehren, wer zugegen iſt. Ihre Sprache iſt gar nicht wortreich; Leſen und Schreiben iſt für ſie beinahe eine Zauberei, und ihre Zahlen erſtrekken ſich nicht weiter als auf Fünfe.

Das

Das Rechnen und Zählen würde ihnen auch wenig nüzen, weil sie weder Geld kennen noch handeln. Ihr ganzer Handel bestehet darin, daß sie ihre Waaren gegen weisse, rothe und gelbe Korallen, desgleichen blaue und weisse Leinwand und allerhand Nürnberger Waaren vertauschen.

Was ihren Gottesdienst anbelangt, so kann man davon wenig anführen. Sie besizen weder Tempel, noch Priester, noch Götzen; doch ist es wahr, daß sie bei dem neuen und vollen Monde sehr lustig sind, und ganze Nächte mit Tanzen und Singen hinbringen.

Der Aberglaube scheint bei allen Völkern in der Welt statt zu finden, und ich habe auch bei diesen Menschen, die dem natürlichen Stande am nächsten kommen, wahrgenommen, daß sie bei allem ihren

Thun und Lassen auf verschiedene Art das Loos werfen, woraus sie den glüklichen oder unglüklichen Ausgang ihrer Unternehmungen beurtheilen. Fällt ihnen das Loos nicht günstig, so werden sie selbigen Tag nichts thun, ja nicht einmal über einen Fluß oder in ein ander Gebiete gehen. Ich habe bisweilen über Kranke das Loos werfen sehen, um zu erfahren, wie der Arzt diese Krankheit curiren werde. Unter andern habe ich auch bemerkt, daß sie, wenn sie krank sind, einem Huhne den Kopf abschneiden, das Blut heraussaugen, und es an einen Baum speien, damit ihnen der Teufel keinen Schaden thun möge. Tausenderlei dergleichen abergläubische Dinge, findet man bei diesen Leuten, und sie halten so feste darüber, als andere Völker über ihre besondern Gewohnheiten; es scheint auch,

auch, als wenn sie die Werke einer höhern Macht, und gute und böse Geister glaubten.

Sie gebrauchen auch die Beschneidung, doch ist sie nicht bei ihnen eine Religionsübung, sondern sie thun solches, wie sie sagen, blos um die Fortpflanzung der Menschen zu erleichtern. Sie verrichten sie sowohl an Erwachsenen als an Kindern von acht bis zehn Jahren: und dieses geschieht allezeit im Monat May. Bei den Kindern und Erwachsenen, die beschnitten werden sollen, bedienen sie sich folgender Ceremonien.

Man legt den Mann oder den Knaben gerade ausgestrekt auf die Erde nieder, und dieser wird von vier Männern an Armen und Füssen festgehalten. Derjenige, der die Beschneidung verrichtet, ist gemeiniglich

niglich ein Hottentotte. Er nimmt das männliche Glied zwischen den Daumen und die Finger, und schneidet mit einer Assegay oder Wurfpfeile die Haut rund herum ab, wobei er sich wenig an das Geschrei des Patienten kehrt. Sie kauen hierauf einige Kräuter, und legen sie auf die Wunden. Während der Operation erheben alle Anwesende auf eine schreckliche Art ihre Stimme, und schreien und singen auf ihre Art so lange, bis sie geendigt ist. Sie bauen hierauf eine grosse Hütte von Rohr und Stroh, wie eine Scheuer, worin sich auf beiden Seiten kleine Abtheilungen befinden, in welchen die Beschnittenen, deren gemeiniglich 25. sind, bleiben müssen. Sie dürfen von dieser Zeit an, bis sie genesen sind, nicht zu ihren Eltern ins Haus kommen, weil sie vorgeben, daß

dieses

dieſes der Geneſung ſehr nachtheilig ſey. Dieſe ganze Zeit über wird ihnen von denen, die ihnen aufwarten, das Eſſen zurechte gemacht: bisweilen gehen ſie auch ſelbſt gewiſſe Wurzeln zu ſuchen, die den Erdnüſſen nicht ungleich ſind; ſie haben zu der Zeit den Leib mit Binſen bedekt, und auf dem Kopfe eine Müzze, die ebenfalls von Binſen geflochten iſt, und wie eine kleine Tonne ausſieht, ſo daß man nur ihre Augen ſehen kann. Ihre Geneſung verzieht ſich bis in die Mitte des Septembers, und alsdenn machen ſie ſich einige Tage luſtig. Die Weiber, die mit Narrenſchellen um die Füſſe gezieret ſind, tanzen dabei bis ſpät in die Nacht. Viele Fremde und alle Eingebornen des Landes kommen an dem Orte, wo die Beſchneidung geſchehen iſt, zuſammen, um dieſe

Cere-

Ceremonie zu feiern. Der Kapitain oder das Oberhaupt von diesem Lande, gieng mit einer grossen Menge von Leuten nach der Hütte zu, wo die Beschnittenen waren; sogleich wurde alle Unreinigkeit und alles, was um diese Hütte herum lag, zusammengemacht, die Schüsseln und Gefässe, woraus sie gegessen und getrunken, wie auch die Kleidung, welche sie diese Zeit über getragen hatten, in die Hütte geworfen: und als dieses geschehen war, so wurde bis des Abends um 8. Uhr getanzt, worauf die jungen Leute von dieser ganzen Menge umringet, weggeführt wurden. Nachdem sie einige Schritte fortgegangen waren, so wurde diese Hütte auf das Zeichen eines Flintenschusses an allen vier Ekken in Brand gesteckt; und diese Beschnittenen giengen tanzend und singend

in eine andere Hütte, die ausdrüklich für sie zurechte gemacht war. Hierbei durften sie sich nicht nach der brennenden Hütte umsehen, weil sie glaubten, sie würden wieder krank, wenn sie dieses thäten. Den folgenden Tag kamen alle Fremde und Eingebohrne, die beinahe 4000. ausmachten, zusammen, nnd die Beschnittenen wurden ganz früh in den Wald gebracht, wo sie unter dem Schatten eines grossen Baumes auf Matten sizzen blieben, bis das Oberhaupt nebst seinem Arzte und einigen Freunden um 10 Uhr ebenfalls dahin kam. Der Kapitain befahl seinem Sohne, der sich ebenfalls unter diesen Beschnittenen befand und ungefähr 10. Jahr alt war, daß er aufstehen sollte. Er that ihm hierauf eine Kette von gelben Korallen um den Hals, und eine von Kupfer um den

Leib,

Leib, zog ihm ein paar Hosen und ein Camisol an, und sezte ihm einen Federbusch von schwarzen Federn und einer grossen Strausfeder auf den Kopf. In die rechte Hand gab er ihm ein Beil, und in die linke 5. Wurfpfeile mit einem Schilde, welches anzeigte, daß er nunmehro unter die Männer zu rechnen wäre, und mit ihnen in den Krieg ziehen könnte. Alles dieses geschah mit der größten Zärtlichkeit, ohne daß jemand ein Wort dabei redete: und die andern jungen Leute wurden nachgehends ebenfalls mit Korallen und Wurfpfeilen nach der Gewohnheit des Landes geziert.

Nachdem diese Ceremonie vorbei war, so nahm erwähnter Arzt, welches ein sehr langer Mann war, diesen jungen Kapitain auf seine Schultern, damit ihn jedermann

sehen

sehen könnte. Das ganze Volk versammelte sich rund um ihn herum, und begleitete ihn alsdenn nach seines Vaters Wohnung, wo sie einen Kreis schlossen. Der junge Kapitain kam kurz darnach nebst seinem Vater hinein und zeigte sich dem ganzen Volke, welches ein überaus grosses Freudengeschrei machte. Als dieses geschehen war, sezten sich alle die Beschnittenen auf Matten nieder, ohne daß sie eine lange Zeit die Augen aufschlugen, und wurden nachgehends mit einer Schaale Bombe traktirt. Die Mütter kamen vor Freude herbei gelaufen um ihre Kinder zu sehen, sie wurden aber von ihnen mit Stokschlägen empfangen. Als ich nach der Ursache dieses Betragens fragte, so sagte man mir, daß solches darum geschähe, weil die Mütter ihre Kinder während der

Zeit

Zeit der Beschneidung nicht wohl mit Lebensmitteln versehen hätten: allein man hat mich nachgehends genauer unterrichtet und versichert, daß dieses Betragen zu erkennen gäbe, daß sie die Erziehung der Mütter und den Umgang mit den Frauenzimmern verlassen, weil sie sich nunmehro als Männer mit Jagen und Fischen ihre Speise selbst verschaffen können. Endlich beschlossen sie diese Ceremonie mit Singen, Tanzen und Bombetrinken. Ob die Weibspersonen ebenfalls beschnitten werden, wie es in Java, Corneo und Sumatra zu geschehen pflegt, kann ich mit Wahrheit nicht sagen, weil ich solches niemals von ihnen gehört habe.

Dieses ist es, was ich nach einer genauen Untersuchung bei meinem Aufenthalte von 26. Monaten von diesem Lande und seinen Einwohnern erfahren habe. Ich ver-

verlasse sie, da die Zeit unsrer Abreise vorhanden ist, und gehe wieder am Bord des Schiffs Scholtenburg zurük.

V.

Neueste Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der französischen Besizzungen auf der Westküste von Afrika.

Aus dem Berichte, welchen der Deputirte Queslin, im Jahr 1792. der französischen Nazional-Konvenzion vorgelegt hat. *)

Das französische Afrika oder die französischen Besizzungen in Afrika gränzen auf

*) Dieser Bericht ist auf Befehl der N. K. gedrukt worden.

auf der einen Seite an das weisse Vorgebürge welches unter dem 20 Grade 50 Minuten Norder-Breite liegt; auf der andern an den Fluß Sierraleona, dessen Mündung unter dem $7\frac{1}{2}$ Grade N. Breite. Wir besizzen da eine grosse Anzahl mehr oder weniger nüzlicher Niederlassungen.

Die Insel St. Louis ist und wird immer der Hauptort dieser Niederlassungen bleiben; sie liegt in der Mündung des Senegals, zwischen dem weissen und dem grünen Vorgebürge, unter dem 16 Grade N. B.

Sie hat ohngefähr eine halbe Meile Oberfläche, erstrekt sich von Norden gegen Süden, und bildet eine Art von Sandbank, welche sich längs der schmalen Küste hinstrekt, die den Fluß von dem Meere scheidet.

Der Boden ist eben, nur wenig höher als der Fluß, und durchaus dürre; weder

Bäu-

Bäume, Gras, noch Pflanzen wachsen darauf; blos in der Regenzeit ist es mit ausserordentlicher Mühe möglich einiges Gemüse da zu ziehen.

Das Klima ist sehr ungesund, doch weniger nachtheilig in der **niedrigen Jahrszeit**, die im November anfängt und sich im May endiget; man nennt diese Jahrszeit deswegen die niedrige, weil das Wasser des Flusses da niedrig ist. In dieser ganzen Zeit sind die Krankheiten sehr häufig. In dem übrigen Theile des Jahres, der wegen der Ueberschwemmungen die **hohe Jahrszeit** genannt wird, beschränken sich die Krankheiten dieses Landes gewöhnlich auf zwei, die Ruhr und bösartige Fieber.

Die gedachte Insel hat beinahe die Hälfte des Jahrs durchaus Mangel an

süssem Wasser, denn es gibt da weder Brunnen noch Quellen; man nimmt seine Zuflucht zu Gruben, die man in den Sand macht, wo man ein Salzwasser findet, das man mit einen kanarischen Stein filtrirt, um es trinkbar zu machen.

Ohnerachtet dieser vielfältigen Unannehmlichkeiten, hat doch der hier aufgeschlagene Hauptsiz die gute Lage des Handels und der Regierung eine zahlreiche Menge Bewohner dahingezogen, welche sich zwei Dörfer bei dem Fort angebaut haben. Der größte Theil ihrer Einwohner bekennt sich zu der katholischen Religion, aber mit einem sonderbaren Gemische von Mahometismus und Abgötterei.

Viele gehen noch nach der Messe zum **Salam** oder in die Betstunde ihrer Landsleute, und rufen mit gleicher Inbrunst

Chri-

Christum und Muhammed an. Ihre Sitten sind einfach; sie haben keine Kenntnisse von Künsten noch Wissenschaften, aber in ihrem zwölften Jahre haben sie schon einen richtigen Begriff von der Geschichte ihres Landes, als auch von den bürgerlichen und politischen Vortheilen der Gesellschaft, in welcher sie leben.

Sie haben kein geschriebenes Gesezbuch; aber einem jeden sind von Kindheit an die herkommlichen Gebräuche bekannt, welche auf der Insel herrschen, und welche das Band der Gesellschaft bilden. Ein öffentlicher Beamter, unter dem Namen eines Maire *) richtet und entscheidet alle Streitigkeiten nach jenen Gebräuchen.

*) Der Bürger, der seit langer Zeit diese Stelle versieht, heißt Karl Kormer; er ist sowohl von den Weissen als Schwarzen gleich

Sie haben keine Kriminal-Geſeze nöthig; denn man hat nie in dieſer Gegend, die wir wild nennen, das Blut eines Einwohners flieſſen ſehen, und das Auge des Philoſophen, das in Europa, wo man mit Menſchenliebe prahlt, ſo oft durch Gräuel- und Mordthaten beleidigt wird, kann ohne Furcht in den ausgebrannten Sandwüſten am Senegal ſich wieder erholen.

Es wird da ein ſanftes, menſchliches, gaſtfreies Volk finden, das von Ehrfurcht für ſeine Götter, für ſeine Oberen, für ſeine Aeltern glüht; es wird da ein Volk

ſehen,

gleich geſchäzt; er hat eine in dieſem Lande ſeltene Erziehung genoſſen; er beſizt ungemein viel Artigkeit und Rechtſchaffenheit. So zeugen einſtimmig alle, die ſich auf dieſer Inſel aufgehalten haben. Es gibt alſo Länder, wo die Farbe des Nezhäutchens keinen Einfluß auf die Hochachtung hat! Denn Karl Kormer iſt ein Neger!

sehen, das sich mit nichts beschäftigt, als mit der Ernährung seiner Familie, und zu dem Ende die europäischen Schiffe mit ihren Waaren von Haven zu Haven auf dem Flusse hinführt.

Der Insel St. Louis gegen über liegt die Insel Sor, welche fruchtbar und zum Tabak- Baumwollen- und sogar Weizenbau tauglich seyn soll; sie ist unbewohnt. *) Die Bewohner der Senegal-Insel benuzzen sie zur Viehweide; aber sie gehört ihnen nicht ganz eigen; der König Brak, Beherrscher eines Theils des benachbarten Ufers hat Ansprüche auf die Hälfte derselben.

*) Adanson, welcher diese Insel mehrmals besuchte, versicherte, sie sei bewohnt. (s. im IV. B. meiner Geschichte der Reisen, S. 171. u. ff.)

Das Ufer des Flusses an der Küste des festen Landes von der Barre bis auf eine gewisse Entfernung von der Insel St. Louis gehören dem König Damel oder Fürsten die ihm zinsbar sind; dieser Negermonarch behauptet, daß alle Schiffsladungen die an die Küste gehen, ihm zugehören, und er will sie nicht eher herausgeben, als bis sie losgekauft werden. Sein Geiz ist an diesen Bedrükungen Schuld, denn er will den Alleinhandel haben, und ergreift daher Maaßregeln, die den Rechten der Menschheit so sehr zuwider sind. —

Man hat die Insel St. Louis darum zum vornehmsten Etablissement in dieser Gegend gemacht, weil sie sehr leicht vertheidigt werden kann, und so vortheilhaft an der Mündung des Flusses liegt. Diese

Mün-

Mündung wird durch eine Barre (Wellenbruch, heftige Brandung) verschlossen, welche so stark ist, daß sie es jedem grossen Schiffe unmöglich macht, in die Mündung einzulaufen, sogar kleinen Schiffen ist sie gefährlich. Eine einzige Schanze auf dem festen Lande gegen die Barre gerichtet, kann den Eingang in den Fluß gegen die stärkste Macht vertheidigen; daher ist alles was innerhalb ist, ganz sicher. Die Küste welche den Fluß von dem Meere trennt, ist auch wegen der immerwährenden Wellenbewegung und der kleinen Felsen, die sich einer Landung widersezzen, schwer zu ersteigen. Auch kann man mit leichter Mühe diese Küste entweder aus dem Fort oder mittelst einer Schanze die auf dem vortheilhaftesten Plaz errichtet würde vertheidigen.

Alle dieſe Vortheile ſind indeſſen mit vielen Beſchwerlichkeiten verknüpft; denn das Meer geht bei dem Eingange in die Barre immer ſehr hoch, und dieſe iſt gewöhnlich nur 8. oder 10. Fuß tief. Starke Brandungen von N. N. O. her kommen oft noch darzu, und beunruhigen die Schiffe gar ſehr; ohnerachtet der Ankergrund gut iſt. Die kleinen zum Umladen beſtimmten Schiffe ſind oft in Gefahr an den Schiffen denen ſie ſich nähern müſſen, zerſchmettert zu werden, es geht oft ſehr viel Zeit verloren ehe ſie in den Fluß kommen, und die Schwierigkeit des Ausladens verurſachet bisweilen groſſen Verluſt.

Sechzig (franzöſiſche oder vierzig deutſche) Meilen weiter den Fluß hinaufwärts liegt eine ſehr groſſe Inſel **Morfil** oder **Elfenbeininſel** genannt, auf deren Spize

die

die franzöſiſche Kompagnie im Jahr 1743. ein Fort, welches den Namen **Podor** führt, hat erbauen laſſen. Auf dieſer auſſerordentlich fruchtbaren Inſel giebt es eine Menge Honig, und ſehr viele Thiere, auch wächſt daſelbſt Baumwolle und Indigo wild.

Die Abſicht der Kompagnie bey Erbauung des Forts **Podor**, war, die Verproviantirung der Bewohner der Senegalinſel beſſer zu verſichern, und die Gemeinſchaft mit den obern Gegenden des Fluſſes zu begünſtigen. Das Land gehört einem von den drei Königen, die den Titel **Brak** führen. Er ſteht unter dem Schuzze der Mohren, welche hier die Oberhand haben. Das Komtoir bezahlt ihm auch einen Tribut.

Den Fluß weiter hinauf ohngefähr 140. oder 150. (franz. oder 80. bis 90. deutſche)

deutsche) Meilen ist ein anderes Etablissement, das die fraszösische Kompagnie in dem Lande Galam errichtet hat. Das Land von dem Fort Podor bis zum Fort von Galam macht die zwei Königreiche —— *) aus, zwischen welchen sich eine unabhängige Nazion findet, die ——**) genannt; dieses Land ist sehr fruchtbar, und wegen der Güte des Tabaks berühmt, der, wenn er gut behandelt wird, den besten, wie man sagt, amerikanischen und europäischen übertrift.

Die Franzosen hatten in Galam an einem Ufer des Flusses das Fort St. Joseph

*) Hier ist eine Lükke in dem Original. Nach den beßten Karten und Nachrichten liegt nur das Land der Fulier zwischen Podor und Galam.

**) Wieder eine Lükke. Was für ein Volk hier gemeint ist, errathe ich nicht.

Digitized by Google

seph erbauet; im Jahr 1755. rüsteten sie sich, es wegen der ungesunden Luft und wegen der Verwüstungen die das Austreten des Flusses oft verursachte, zu verlassen, und ihre Absicht war es nach Sugalu zu verlegen, welches ein Dorf an der Mündung des Flusses Falcme *) ist, der sich 8. (franz.) Meilen weiter unten in den Senegal ergießt. Dies würde ohne Zweifel der schiklichste Ort gewesen seyn. Man fährt mit Schiffen die ein Verdek haben hinauf; das Erdreich ist sehr fruchtbar, und es giebt eine grosse Menge Honig daselbst.

Die beiden Komptoirs zu Podor und zu Galam, hatten zum Zwek Erleichterung

*) Im Originale steht irrig Femele. Ueberhaupt sind die eigenen Namen daselbst falsch angegeben.

rung und Erweiterung des Handels. Denn erstlich hatten sie den Vortheil Wachs, Elfenbein, Ochsenhäute leicht zu bekommen, zweitens konnten sie Nuzzen aus den Goldminen zu **Natakon** und **Kelimani***) ziehen, die nur 40. bis 50. (franz. oder 25. bis 30. deutsche) Meilen davon liegen. Das Land wird von zwei Negernazionen den **Sarakolets** und den **Kassonen** bewohnt, welche schon seit langer Zeit Krieg mit einander führen, und welche gegenseitig ihre Kaufleute plündern oder brandschazzen.

Auf der Küste, zwischen dem weissen Vorgebirge und dem Senegal waren ehmals zwei Handelsplässe — **Arguin** und **Portendik** — des Gummihandels wegen errichtet; ohnerachtet diese Etablissements schon

*) Im Lande Bambuk.

schon lange verlassen sind, so müssen sie doch unter den Plätzen, welche zu den französischen Niederlassungen in Senegambien gehören, genannt werden.

Arguin war seit dem 15ten Jahrhunderte in den Händen der Portugiesen, und nachher kam es an die Holländer; endlich wurde es der französischen Kompagnie, laut eines Vergleichs zu Haag den 13. Februar 1727. überlassen. Dieses Komptoir, welches nur 13. (franz.) Meilen von dem weissen Vorgebirge liegt, trieb vormals einen beträchtlichen Handel mit dem Gummi, welcher an dem rechten Ufer des nahen St. Johannes-Flusses sehr häufig wächst.

Die Kompagnie ließ in dem genannten Jahre 1727. die Festungswerke dieses Ortes niederreissen, und zog die Mohren mit ihren

Gum-

Gummihandel von diesem Theile der Küste an einen Ort, genannt die Eskale der Wüste, der nicht weit von der Insel St. Louis am Senegal entfernt ist.

Portendik lag ungefähr 50 Meilen nordwärts vom Senegal, und war den 29sten Julius 1717. von der senegalischen Kompagnie den Mohren abgehandelt worden, und diese Abtretung wurde durch einen neuen Vergleich den 6. März 1723. von Ali-Schaudur und Boraly, den Oberhäuptern des Mohrenstammes, welchem der Ort gehörte, bestätigt. Es ward anfänglich ein Fort daselbst erbaut, welches aber auch wie zu Arguin im Jahr 1727. zerstört wurde, und man zog ebenfalls den Handel nach der Eskale der Wüste.

Die Insel Goree, deren sich die Engländer bei der Eroberung des Senegals

bemächtigt, ist wieder nebst dem Senegal an Frankreich zurükgegeben worden.

Diese Insel liegt an der Spize des grünen Vorgebirgs, ohngefähr 30 Meilen südwärts von der Mündung des Senegals, sie ist 270. Toisen lang und 132. breit, und ist von 1763. bis 1779. der einzige Ort gewesen, den wir an der Küste von Afrika besassen, wenigstens in diesem Theile; ich rede hier nicht von dem Komptoir zu Schuda (Fidah) auf der Goldküste, wovon ich bald noch etwas sagen werde.

Obgleich der Handel von Goree sehr eng begränzt ist, so ist diese Insel doch für Frankreich von grossem Werthe. Sie hat eine sichere Rhede und ist als Proviant-Magazin sehr wichtig. Sie ist auf der ganzen Küste der einzige Ort wo man

am beßten Vorrathshäuser für die Schiffe anlegen könnte.

Die Schiffe die auf Unternehmungen ausgiengen, würden daselbst Maste, Takelwerk, Schiffsgeräthe finden; sie würden sich mit wenigen Kosten mit frischen Speisen versehen können; sie könnten an dem festen Lande Wasser und Holz einnehmen; mit einem Worte dieser unfruchtbare Felsen ist für die Schiffe des Staats und für die Fahrzeuge der Kaufleute von dem größten Vortheile.

Die Bewohner dieser Insel sind ziemlich zahlreich, und nähren sich von der Handleistung beim Handel.

Unter der Niederlassung zu **Goree** stehen die (bis auf das lezte) alle auf vestem Lande gelegenen französischen Komptoire von **Rufisko, Portudal, Joal, Albreda,** und **Bissao.**

Die

Die drei erstern liegen am Rand der Küste, und erleichtern den Einkauf der nöthigen Lebensmittel, für die Bewohner von Goree, und für die Verproviantirung unserer Schiffe.

Das vierte liegt nahe an der Mündung des Gambia-Flusses; es ist in dem Friedensschlusse von 1783. den Franzosen geblieben, welche sich dabei die Erlaubniß ausbedingten, bei dem englischen Plazze Jilfrey Wasser zu holen. Die Engländer besizen die übrigen Plätze an dem Flusse. In diesem und dem Komptoir zu Bissao handeln die Franzosen Elfenbein, Wachs, Häute und Goldstaub ein.

Die französischen Besizzungen in Afrika beschränken sich aber nicht nur auf die Plätze, von welchen ich hier eine kurze Schilderung gegeben habe; wir haben noch mehrere

nicht unwichtige Niederlassungen in Guinea, besonders auf der Gold- und Sklavenküste; nämlich die Plätze: **Amaku**, **Schudah**, (Fidah), **Portonovo** und am **Rio Formoso**.

Die erste von diesen Besitzungen **Amaku** — liegt eine halbe Meile von **Kormantin** und anderthalb Meilen von **Anamabu**, sie könnte wegen ihrer Lage einen guten Handel haben. Die Regierung hat auch von dieser Wahrheit überzeugt, zu verschiedenen Zeiten Agenten hingeschikt und beträchtliche Summen vorgeschossen, um dieses Komptoir bevestigen zu lassen, *) aber zum Unglük, vertraute man sich allemal untreuen Leuten an, welche die Gelder des

*) Dieses Etablissement besteht nur in zwei schlechten Hütten, wovon die eine die Wohnung der Garnison ist, und die andere zum Wassermagazine gebraucht wird.

des Staats, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, verschwenderen, ohne daß sie irgend einen Nuzen damit für das öffentliche Beste bewirkt haben.

Unsere Niederlassung zu Schuda, liegt unter dem 4 $\frac{1}{2}$ Grad N. Br. unter dem Pariser Meridian, und hat, so wie die englischen und portugiesischen Komptoirs daselbst, die ungünstigste Lage die sich denken läßt.

Diese Komptoirs, die man Forts nennt, sind von geschlagener Erde gebaut, mit Stroh gedeckt, und mit breiten und tiefen Gräben eingefaßt; das französische Fort hat an allen vier Seiten Bollwerke in denen 65. Kanonen von jeden Kaliber sind; es liegt in einer prächtigen Ebene drei viertel Meilen von dem Meere, und ist durch zwei Lachen oder Seen von der Küste ge-

trennt, davon die eine nie seichte wird; zwischen beiden ist eine kleine Insel über die man muß, wenn man zum Meer will.

Diese Insel gehört dem König von Dahome, dem Beherrscher des benachbarten Landes, der seine Residenz 28. Meilen davon hat; er hält einen Posten daselbst, der durch einen Offizier Namens **Kakwaku** kommandirt wird, dieser hängt von einem andern Befehlshaber ab, der zu Fidah residirt und **Yavogan** heißt, welches in der Landessprache **Befehlshaber der Weissen** bedeutet; er macht auch wirklich von diesen Vorrechten guten Gebrauch; denn jeder Befehlshaber oder anderer Beamte von den Forts, wenn er an das Ufer oder die Rhede des Meers will, ist gezwungen den **Yavogan** vorher um Erlaubniß zu fragen.

Dieser

Dieser Hindernisse ohngeachtet machte die mindische Kompagnie aus diesem Fort eine Faktorei. Sie sezte eine zahlreiche Menge Leute dahin, und der Handel wurde sehr ausgedehnt.

Als aber im Jahr 1768. die Regierung dieses Etablissement an sich zog, und den Agenten den sie dabei anstellte den Handel untersagte, so ist es ausserordentlich in seinem Ansehen gefallen, und die Franzosen verloren auf einmal bei den Einwohnern des Landes die Hochachtung die sie sich erworben hatten. Denn diese schäzen die Europäer bloß nach der Grösse und Ausbreitung ihres Handels. Die Engländer die nie etwas versäumt haben, wenn es auf die Vergrösserung ihres Handels ankam, wußten sogleich diesen Fehler der französischen Regierung zu benuzzen;

sie gaben den Gouverneurs und übrigen Beamten in ihren Besitzungen auf der Goldküste, am Kap Kors, eine unbeschränkte Freiheit; und während unsre Faktoreien in diesen Gegenden herabsanken, erhoben sich die ihrigen bis auf die höchste Stufe des Flors. — Wann wird doch die französische Regierung ihre wirklichen Vortheile einsehen? Wann wird sie ihre Lage, ihre ausserordentliche Bevölkerung und die Reichthümer die ihr die beiden Welttheile anbieten, benuzzen lernen?

Vierzehn Meilen weiter hinab von Fidah liegt Portonovo. Die Franzosen haben im Jahr 1787. mit dem König von Ardrah in dessen Gebiet jener Ort liegt einen Vertrag geschlossen, laut dessen er ihnen eine französische Quadratmeile Land an dem Ufer des Meeres abtrat, um

um ein Fort daselbst zu erbauen, wodurch nach den Worten des Vertrags „die Unterthanen Seiner Majestät des Königs von Ardrah beschüzt, die Gränzen vor den Feinden gedekt würden, und ihm selbst sowohl als seinen Unterthanen jedesmal, wenn es nöthig wäre eine sichere Freistätte offen stände: dagegen machte er (der König von Ardrah) sich verbindlich, die Unterthanen Seiner allerchristlichsten Majestät in seinem ganzen Königreiche in ihrem Handel auf alle nur mögliche Art zu unterstüzzen.“ Er machte sich noch ausserdem verbindlich, mit keiner andern Macht in ein Bündniß zu treten.

Dieser Vertrag, der für Frankreich sehr vortheilhaft wäre, ist bis jezt ohne Wir-

kung geblieben, das Fort iſt noch nicht gebaut, und beide Nazionen haben die Früchte die ſie ſich von dieſem Bündniſſe verſprochen nicht genoſſen. Und doch wäre es für Frankreich eine neue Quelle des Gewinns geweſen, da man den zu Grunde gerichteten Handel von Fida hätte dahin ziehen können!

Die lezte franzöſiſche Beſizzung auf der Küſte von Guinea, liegt an dem Fluſſe Formoſo oder Benin. Dieſe Niederlaſſung hat ihren Urſprung einem von den unternehmenden Köpfen und unerſchroknen Seefahrern zu danken, die ſich um ihr Vaterland verdient machen, indem ſie neue Handelswege öffnen. Die Stadt St. Malo hat das Glük ſeine Geburtsſtadt zu ſeyn; dieſelbe Stadt, die dem Vaterlande ſchon mehrere ſolche Geſchenke gemacht hat.

Dieſes

Dieſes Komptoir, das unter der Aufſicht des Herrn Landolfe errichtet worden, wird jezt ſehr häufig von den franzöſiſchen Kaufleuten beſucht, und es ſcheint für die Zukunft gute Ausſichten anzubieten.

Es iſt wohl Niemand der die franzöſiſchen Beſizungen auf den afrikaniſchen Küſten überblikt, und ihre Wichtigkeit nicht gefühlt hat.

Eine ſo groſſe Nazion wie die franzöſiſche die zugleich Akerbau und Handel treibt, muß ein aufmerkſames und wachſames Auge auf die Kanäle die ihren Fleiß beleben, haben; ſie muß beſonders alles anwenden, um ihren Nachbarn nicht zinsbar zu werden, im Gegentheil muß ſie dieſelben zu zwingen ſuchen, ihr zinsbar zu werden.

Der

Der Gummihandel allein, den wir an den afrikaniſchen Küſten beſizzen, kann ſchon dieſes bezwekken, wenn er gut verwaltet und von der Regierung beſchüzt und aufgemuntert wird. Der Gummi, dieſe ſchleimige Subſtanz, iſt den Manufakturen weſentlich nüzlich, hauptſächlich denjenigen, in welchen wollene und ſeidene Zeuge, Taffete, und Bänder gemacht werden, die Ausländer ſind gezwungen, ihn von uns zu ziehen.

Es iſt nicht der einzige Vortheil, den dieſer Handel uns verſpricht, wir erhalten dieſen Artikel um einen ſehr geringen Preiß, und wir verkaufen ihn ſehr theuer; zugleich ſezzen wir dadurch eine Menge in Frankreich fabrizirter Waaren ab, deren Verkauf die Manufakturen in einen blü-

hen-

henden Zustand sezt, den Geldumlauf vermehrt, und den Ueberfluß unterhält.

Die Engländer, die man in allem was dem Handel betrift, zum Muster nehmen kann, sezten einen hohen Werth auf den Besiz des **Senegals**, und so lange sie Meister davon waren, unterliessen sie nichts, diese so wichtige Kolonie in einen blühenden Stand zu sezzen. Als sie durch den Friedensschluß genöthiget wurden, diese Besizzung wieder an Frankreich abzutreten, so waren sie sorgfältig darauf bedacht, sich das Recht vorzubehalten, zu **Arguin** und **Portendik** Gummi einzuhandeln. Sie kannten die Nachläßigkeit der Agenten unsrer alten Regierung, und da sie immer bereit waren, aus unsern Fehlern Nuzen zu ziehen, so schmiedeten sie das Projekt, die Mohren zu gewöhnen, ihre

Waa-

Waaren nicht mehr nach der Eskale der Wüste zu bringen, sondern dieselben ihnen an die beiden Plätze, die sie sich vorbehalten hatten, zuzuführen. Es ist nun unsre Sache, die Wirkung dieser List zu verhindern; dies kann aber nicht anders, als durch die vorsichtigsten Maaßregeln geschehen. Man muß den Mohren die gebräuchlichen Abgaben und Geschenke sorgfältig entrichten; man muß bei dem Waarentausch ehrlich mit ihnen zu Werke gehen, sich in den Tauschwaaren nach ihren Bedürfnissen richten, mit dem Häuptern der Völker an den Ufern des Flusses in guter Einigkeit leben, die immer zwischen benachbarten Nazionen Statt finden sollte. Man muß endlich in den Flüssen oder an den afrikanischen Küsten oft Kriegsschiffe erscheinen lassen. Die andern Nazionen

die

die in diesen Gegenden Besizzungen haben, sind sehr darauf bedacht, sich dieses Mittels zu bedienen. Aber unsere Kapitaine müssen nicht so schnell diese Gegenden vorbeisegeln, wie es in den Jahren 1787 *) und 1788 **) geschehen ist. Es wäre nöthig daß ein Schiff unterhalten würde, das beständig daselbst kreuzte, die Regierung müste aber ein wachsames Auge über dessen Verrichtungen haben.

Der

*) Damals wollte die Regierung die bissagotischen Inseln und die benachbarten Küsten untersuchen lassen; sie schikte eine Fregatte zu dem Ende dahin ab, welche wieder zurükkam, ohne das geringste geleistet zu haben.

**) Zu dieser Zeit wurde eine Korvette in diese Gegenden geschikt, die mit vollen Segeln bei den Inseln vorbeifuhr, ohne zu landen, und ohne mit Jemanden zu sprechen; ohnerachtet es portugiesische Schiffe sahe, und der König von Kasnabak den Befehlshaber einlud, ihn zu besuchen.

Digitized by Google

Der Handel mit Elfenbein, Wachs und rohen Häuten, ist auch ein Gegenstand von der größten Wichtigkeit, der nicht wenig dazu beiträgt, unsre Manufakturen blühen zu machen. Aber ein Gegenstand, der besonders die Aufmerksamkeit der französischen Regierung fesseln sollte, sind die Goldminen, welche sich in dem Innern von Afrika befinden.

Gleich bei der ersten Besiznehmung des Senegals hatte man sich geschmeichelt, sie zu entdeken. Aber entweder fand die privilegirte Handelsgesellschaft zu grosse Hindernisse bei ihren Nachforschungen, oder sie ist aus andern Ursachen davon zurükgetreten; genug erst im Jahre 1730. *) schien

*) Dies ist wohl ein Irrthum, denn schon im Anfang dieses Jahrhunderts bemühte sich Brue, der französische Generaldirektor am Senegal

schien es der französischen Kompagnie Ernst zu seyn, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Damals wurde sie durch verschiedene Nachrichten, die sie von ihren Beamten bekommen hatte, von den reichhaltigen Minen in **Bambuk**, **Bondu** und **Galam** unterrichtet; sie schikte einen Künstler, sie zu untersuchen dahin, der bei seiner Rükkunft in Frankreich die genugthuendsten Aufklärungen darüber gab. Derselbe wurde neuerdings mit dem Karakter eines Kommandanten, und mit einer Vollmacht nach Galam abgeschikt, die er gegen die Eingeborenen des Landes mißbrauchte;

Senegal, das goldreiche Bambuk zu finden, und schon im Jahr 1716. reiste Compagnon dahin. (Man sehe meine Gesch. der merkw. Reisen, III. B. auch im VI. B. die Zusäzze.) Anmerk. des Herausgebers.

brauchte; er wurde darauf in dem Fort St. Joseph mit aller seiner Mannschaft umgebracht; und die Kompagnie, die der verlornen Kosten wegen von neuen Unternehmungen zurükgeschrökt wurde, stand von ihrem Vorhaben ab.

Im Jahr 1741 als der Generaldirektor vom Senegal, Herr David, nach Frankreich kam, so brachte er einige Säkke Erde aus dem Lande mit, um die Kompagnie zu überzeugen, wie unrecht sie thäte, daß sie ihr erstes Vorhaben auf die Minen zu Galam nicht fortgesezt hatte.

Nachdem man diese Erde hatte waschen und untersuchen lassen, beschlossen die Direkteurs noch ein zweitesmal einen Versuch zur Entdekkung der Goldbergwerke zu wagen.

David

David bekam selbst den Auftrag dieselben aufzusuchen und ihre Bearbeitung vorzubereiten. Er errichtete wirklich in dieser Absicht einige Komptoirs, und nachdem er sich völlig von den Reichthümern der Minen überzeugt hatte, kehrte er an den Hauptort zurük, um von da aus den Plan den er sich gemacht hatte, auszuführen. *)

Es kam aber 1744. der Krieg dazwischen; Herr David muste nach Ile de France; und Herr von Brue trat in die Stelle eines Generaldirektors vom Senegal; dieses und andere Umstände nöthigten die Kompagnie, das Vorhaben mit den

*) De la Roque erzählt diese Unternehmung ganz anders; er war dabei. Man sehe sein: Reise im III. B. meiner Gesch. der merkw. Reisen.

Anmerk. des Herausg.

Minen bis nach dem Frieden zu verschieben. Inzwischen wurde nicht alles eingestellt; die von den Herrn David errichteten Komptoirs an den Gränzen von Bambuk und Bondu wurden immerfort unterhalten. Herr Aussenac, Kommandant des Forts St. Joseph in Galam, begab sich 1756. nach Kelimani und Natakon, wo man neue Minen entdekt hatte. Er untersuchte die Reichhaltigkeit und Ergiebigkeit derselben, und schikte den Direktoren der Kompagnie zu Paris Stufen, die sehr reichhaltig von reinem Golde befunden wurden. Aussenac bemerkte in einem seiner Berichte, daß je tiefer man in die Erde grübe, desto besser die Minen würden; und er versicherte, daß nach den Versuchen die er gemacht, indem er einige hätte schmelzen lassen, sie nach Abzug aller Kosten

sten 40 bis 50 Prozent reinen Gewinns gaben. Die Kompagnie die nun mehr als jemals von der Einträglichkeit dieser Minen überzeugt war, machte ernstliche Anstalten um dieses Unternehmen zu beschleunigen als die Wegnehmung des Senegals 1758. alle ihre Hofnungen vereitelte. Man weiß nicht ob die Engländer während des Besizes dieses Landes sich mit diesem wichtigen Geschäfte abgegeben haben, man hat blos erfahren, daß sie im Jahr 1759. einen Künstler dahin abgeschikt haben, der zu Galam gestorben ist.

Bambuk und **Bondu** sind die Neger-Länder, wo man die reichsten Minen antrift; es sind Freistaaten, die von Negern bewohnt werden, die man **Mandingoer** nennt; sie werden von unabhängigen Oberhäuptern regiert, unter welchen der von

Bondu am meisten gefürchtet und geehrt wird. Die zwei vornehmsten Goldbergwerke sind zu Natakon und Kelimani, die in der Gegend eines kleinen Flusses liegen, welcher den Namen Sannon oder Goldfluß führt, und nahe bei dem Dorfe Tambaura entspringt; er fällt 12. bis 15. französische Meilen oberhalb des Ausflusses des Faleme in denselben. Diese Minen liegen nur 40. oder 50. französische Meilen von dem Fort St. Joseph in Galam. Der Weg zu Lande dahin ist sehr beschwerlich wegen der hohen Berge und der dikken Wälder, womit diese Gegenden bedekt sind. Die Negern, welche dieses Land bewohnen, sind sehr faul, fühllos und ohne den geringsten Ehrgeiz; sie sammeln die Reichthümer, auf welchen sie täglich mit Füssen herumtreten nur zu

den

den dringensten Nothwendigkeiten und ihrem Lebensunterhalt ein.

Frankreich sollte solche ergiebige Quellen nicht aus dem Gesichte verlieren; die Regierung sollte eine Summe aussezen und alles nur mögliche beitragen, um diese reichen Kanäle ergiebig zu öffnen und in seinen Schoos zu leiten. Wenn auch jezt schon die Gefahren, welche die neugeborne Freiheit umlagern, der Nazion nicht erlaubten alle ihre unerschöpflichen Hülfsmittel in dieser Lage dazu anzuwenden; so ist dies doch auch kein Bewegungsgrund sie gänzlich zu vernachlässigen.

Das Kommitte der Kolonien hält es dem zu Folge für nöthig, dem Nazional-Konvent die Komptoirs anzuzeigen, die in den verschiedenen Gegenden von Afrika zu unterhalten oder zu errichten sind, und

dann demselben einen Plan zu ihrer Einrichtung vorzulegen.

Die Insel St. Louis, an der Mündung des Senegals, soll fernerhin die Hauptniederlage bleiben; es ist billig dieses Etablissement in dem besten Vertheidigungsstand zu erhalten; sein Untergang würde sicher den der übrigen nach sich ziehen.

Die Eskale der Wüste, 25. Meilen von St. Louis den Fluß hinaufwärts, ist für den Gummihandel sehr gut gelegen, und kann wegen seiner Lage den größten Theil dieses Handels auf immer an sich ziehen. Man müßte grosse Magazine oder Schoppen daselbst erbauen lassen, damit durch die schlechte Witterung kein Gummi verloren gienge, und den Mohren ein Obdach verschaft würde, welches ihnen

erlaubte die Ankunft der Schiffe zu erwarten.

Das Komptoir zu Podor, 60. Meilen von der Mündung des Flusses, ist heut zu Tage von geringen Nuzzen. Als die Kompagnie es errichtete, so geschahe es blos um einen Niederlagsort da zu haben; aber was eine Kompagnie die grosse Hülfsmittel hatte, thun konnte, das kann unmöglich bei Kaufleuten Statt finden, die zum voraus auf den Gewinn der Rükladung rechnen, und nicht gerne ein doppeltes Kapital auslegen. Die Kosten dieses Etablissements würden also der Regierung ohne Nuzzen für die Handlung zur Last fallen; man muß es also aufheben.

Das Fort St. Joseph zu Galam ist in einer sehr unvortheilhaften Lage; vielleicht ergreift man wieder den Plan,

den die Senegalkompagnie im Jahr 1755. entwarf; doch daran ist jezt nicht zu denken; man muß die Untersuchungen dieses Gegenstands noch verschieben, bis man genauer von der Sache unterrichtet ist.

Was die Niederlassung auf der Insel **Gorec** betrift, so ist oben schon ihre Wichtigkeit bewiesen worden, und hier ist nur anzumerken, daß es nöthig wäre, den Vorsteher derselben dem Direktor auf der Senegal-Insel unterzuordnen.

In Rükſicht der Komptoire zu **Albreda, Bissao, Amakon, Fidah, Portonvo** und im Flusse **Formoso** müssen noch nähere Erkundigungen eingezogen werden, ehe man darüber entscheiden kann.

Das Komptoir zu **Amakon** ist gegenwärtig in der traurigsten Lage, es ist seit zwei Jahren von dem Mutterlande ganz ver-

vergessen worden, und daher in Verfall gerathen.

Bisher kosteten alle diese Niederlassungen, da sie als Statthalterschaften (Gouvernemens) eingerichtet waren, der Regierung über 500,000 Livres jährlich. Von dieser grossen Summe kann man alljährlich gegen 200,000. Livres ersparen, wenn man diese Plätze als blosse Komptoire verwalten läßt.

Nämlich:

1) An Besoldung für die Beamten würde bezahlt jährlich 54,100 L.

2) An Sold für die Garnisonen: 53,528 L.

3) Für Kleidung, Nahrung, Holz, Lichter, Hospital, u. s. w. 86,236. L.

4) Für

4) Für Rekrutirung, und Logisgeld der Offiziere	13, 000 L.
5) Für Unterhaltung der Häven, Gebäude, Schiffahrt; für Hausmiethe, Werkzeuge, untergeordnete Komptoire und Abgaben an die Negerfürsten	99,000 L.
6) Für Geschenke in Waaren, an die Negerfürsten.	13,948. L.
In Allem also:	319, 412 L.

Anmerkung. Das Detail der vorgeschlagenen neuen Zivil- und Militär-Einrichtungen dieser französischen Niederlassungen habe ich weggelassen, weil es zur Zeit doch nur noch Vorschläge sind.

Der Herausgeber.

VI.

VI.

Kurze Beschreibung der Insel Madagaskar.

(Nach Rochon.)

Als die Portugiesen die Insel **Madagaskar** entdekten, gaben sie ihr den Namen **St. Lorenz-Insel.** Die Franzosen unter **Heinrich** *IV.* nannten sie **Ile Dauphine**; aber am häufigsten wird sie **Madagaskar** genannt, obgleich ihr wahrer Name eigentlich **Madekasse** heißt. Ihre Lage erstrekt sich beinahe von N. N. O. nach S. S. West; und ihre Breite von 12° bis 26°. Man kann die Fläche dieser Insel, die durch ihren fruchtbaren Boden und durch ihre mannichfaltigen Pro-

Produkte so berühmt ist, auf 200 Millionen Morgen guten Akkers schäzen. Sie wird in allen ihren Theilen von Flüssen und grossen Strömen bewässert, besonders aber von einer Menge kleiner Bäche, welche am Fuße der langen, die Ost- und Westküste theilenden, Bergkette entspringen. Die beiden höchsten Berge der Insel sind **Pigagora** in Norden, und **Botistmann** in Süden. Diese Berge enthalten in ihrem Inneren schäzbare Mineralien und Fossilien. Wenn der Reisende, in der Absicht, sich zu unterrichten, zum erstenmale wilde und gebirgige Länder durchwandert, die mit Thälern und Hügeln durchschnitten sind, und worin die Natur, ihrer eigenthümlichen Fruchtbarkeit überlassen, die sonderbarsten und mannigfaltigsten Produkte hervorbringt; und wenn er dann einen Blik

auf

auf die Jähen, ihre Gipfel, und die sie begränzenden grossen Bäume wirft, die so alt wie die Erde sind; so kann er sich der Verwunderung und eines Schauders nicht enthalten. Sein Erstaunen verdoppelt sich bei dem Getöse der grossen Wasserfälle, zu denen der Zugang völlig verschlossen ist. Aber auf diese wahrhaft malerischen Gegenden folgen immer ländliche Ansichten, angenehme Hügel, und Ebenen, wo die Vegetation nie durch üble Witterung und durch Wechsel der Jahrszeiten unterbrochen wird. Das Auge übersieht mit Vergnügen die weiten Ebnen, wo zahlreiche Heerden von Rindvieh und Schafen weiden. Die Reiß- und Batatenfelder gewähren gleichfalls ein neues und sehr intressantes Schauspiel. Man sieht blühenden Akkerbau, den fast bloß die Na-

Natur befördert. Die glücklichen Bewohner von Madagaskar benezen die Erde nicht mit ihrem Schweiß; sie reissen den Boden kaum mit der Karste auf, und diese einzige Arbeit ist schon hinreichend. In geringen Entfernungen von einander machen sie kleine Löcher, streuen einige Reißkörner hinein, und scharren sie dann mit dem Fusse wieder zu. Wie äusserst fruchtbar der Boden ist, kann man daraus sehen, daß ein so bestelltes Land hundertfältigen Ertrag gibt.

In den Wäldern sieht man eine grosse Mannigfaltigkeit sehr schöner Bäume, Palmen von allen Arten, Farbe- und Ebenholz, Bambus von ungeheurer Grösse, Pomeranzen und Citronenbäume, Holz zum Schiffbau und zu Masten ist eben so häufig, wie Zimmer- und Tischlerholz.

Diese

Diese Menge von Bäumen und Gesträuchen stehen mitten unter vielen Schmarozzer- und Schlingpflanzen. Man trift in den Wäldern Lerchen- und Erdschwämme von lebhaften, angenehmen Farben und von vorzüglichem Geschmak an. Man sammelt auch nüzliche Gummata und Harze ein. Alle Wälder stehen voll Kräuter, die den Botanikern unbekannt, und theils aromatisch oder medicinisch, theils zum färben tauglich sind. Flachs, eine Art von Hanf, das viel stärker und länger ist, als das europäische, Zukkerohr, Wachs, verschiedene Arten von Honig, Tabak, Indigo, weisser Pfeffer, Gummi, Lakke, grauer Amber, mehrere seidenartige Substanzen und Baumwolle — alle diese Waaren würde Madagaskar schon seit langer Zeit in Menge zum Handel geliefert ha-

ben, wenn die Europäer, seitdem sie diese Insel besuchen, es sich hätten angelegen seyn lassen, den Einwohnern die Kenntnisse mitzutheilen, deren sie bedürfen, um die aufgezählten Sachen zu bereiten, und ihnen Werth zu verschaffen. Der unermüdlichste Botaniker würde kaum in einem ganzen langen Leben die natürliche Geschichte der Vegetabilien, welche auf dieser, unter mehr als einem Himmelsstriche liegenden Insel wachsen, flüchtig beschreiben können. Alle Nachforschungen in der Absicht, uns mit den Produkten von Madagaskar bekannt zu machen, werden für den Handel eben so vortheilhaft seyn, wie für die Fortschritte unserer Künste und Manufakturen.

Die Bewohner von Madagaskar nennen sich ohne Unterschied **Malegaschen** und

und Madekassen. Sie haben im Ganzen einen vortheilhaften Wuchs und mehr als mittlere Grösse. Die Farbe ihrer Haut ist verschieden: bei mancher Völkerschaft dunkelschwarz; bei mancher andern schwärzlich; bei noch andern kupfer-, bei den meisten aber olivenfarben. Sie haben alle kurzes, krauses Haar, wie die Neger auf der Küste von Afrika; aber die von der Farbe der Indier und Mulatten nicht krauseres, als die Europäer. Die Nase der lezteren ist nicht eingedrükt; ihre Stirn ist breit und offen; ihre Lippen sind nicht aufgeworfen; kurz, alle ihre Gesichtszüge regelmäsig und angenehm. Diese Völkerschaften haben in ihrem Gesichte allgemein etwas besonderes freimüthiges und angenehmes. Sie zeigen nie Verlangen etwas anderes zu lernen, als was zu den ersten

und nothwendigsten Bedürfnissen gehört; und dieses Verlangen ist immer gemäßigt. Die Kenntnisse, welche Nachdenken erfordern, sind ihnen noch mehr als bloß gleichgültig. Natürliche Sorglosigkeit und eine allgemeine Apathie machen ihnen alles, was Aufmerksamkeit erfordert, unerträglich. Sie sind nüchtern, lebhaft, gelenksam, und bringen den größten Theil ihres Lebens mit Schlaf und Belustigungen hin.

Der Malegasche hat, wie jeder Wilde, weder Laster noch Tugend; für ihn macht die Gegenwart alles aus; er ist schlechterdings zu keinem Vorhersehen im Stande, und begreift sogar nicht einmal, wie es Leute geben kann, die sich über die Zukunft beunruhigen. Diese Insulaner sind freie Wesen mit ruhigem Herzen und gesundem Körper. Der Malegasche ist um-

umschränkter Herr, zu thun was ihm gefällt. Kein Zwang legt seiner Freiheit Fesseln an: er geht, wohin er will; er thut, was er will, wenn es nur seines Gleichen nicht schadet. Nie ist es einem Malegaschen in den Sinn gekommen, über die Gedanken und Handlungen irgend eines Andern herrschen zu wollen. Jeder Eingebohrne hat seine besondere Art zu leben, ohne daß es seinem Nachbar einfällt, ihn zu beunruhigen, oder sich auch nur darum zu bekümmern. Dies Volk ist hierin vernünftiger, als die Europäer, welche die grausame Manie haben, daß alle Völker der Erde sich nach ihren Gebräuchen, ihren Meinungen, und selbst nach ihren Vorurtheilen richten sollen.

Die Insel **Madagaskar** ist in eine Menge Völkerschaften eingetheilt. Man

schäzt die Anzahl ihrer Bewohner auf vier Millionen; aber diese Angabe ist nicht genau, und kann es auch, bei dem gegenwärtigen Zustande der Insel, unmöglich seyn, da dieselbe in mehrere von einander unterschiedene Gesellschaften eingetheilt ist. Jede von diesen bewohnt eine Gegend, die sie bequem findet, und regiert sich nach ihren eigenen Gebräuchen. Eine Völkerschaft besteht aus mehreren Dörfern, von denen jedes einen besonderen Befehlshaber hat. Dieser bekommt seine Würde bisweilen durch Wahl, gewöhnlicher aber erbt sie auf ihn. Die Ländereien sind nicht eingetheilt, sondern gehören dem, der sich die Mühe giebt, sie zu bauen. Die Insulaner kennen weder Schlösser noch Riegel. Sie leben mässig, und essen, wenn das Bedürfniß sie dazu antreibt. Doch

sieht

sieht man sie gewöhnlich um 10. Uhr Morgens, und um 4. Uhr Nachmittags ihre Mahlzeiten halten. Diese bestehen in sehr weissem, leichtem und wohlgekochtem Reiß, den sie mit Fleisch- oder Fischbrühe anfeuchten; und die lezere wird mit Gänsefuß, Ingwer, Saffran und einigen aromatischen Kräutern gewürzt. Dies einfache Gericht wird auf Blättern vom Raven vorgesezt, woraus sie sich Löffel, so wie Schüsseln und Teller machen. Dieses Tischgeräthe ist immer reinlich; denn bei jeder Mahlzeit wird neues genommen.

Die Malegaschen kennen nur zwei Arten ihr Fleisch zuzurichten: sie kochen es in Gefässen von einer guten gebrannten Erde, die sie künstlich zu verfertigen wissen, oder sie rösten es auf Kohlen. Sie fangen mit vieler Geschiklichkeit eine

Menge in Europa unbekannter Vögel, die von den Naturforschern eben so sehr wegen ihres schönen Gefieders gesucht werden, als von den Reisenden wegen ihres vorzüglichen Geschmackes. Fasanen, Rephüner, Wachteln, Perlhühner, wilde Enten, 5. oder 6. Arten von Kriekenten, blaue Hühner, schwarze Papagaien, weisse Reiger, Turteltauben, Amseln, grüne Ringeltauben, gewöhnliche Tauben, Papageien von mancherlei Farben, und endlich eine Art von ausserordentlich grossen Fledermäusen, bieten den Europäern wohlschmekende und beliebte Speisen dar. Das erstemal konnte ich solche Fledermäuse, wie ein Hühner-Frikasse zugerichtet, nicht ohne einigen Widerwillen essen.

Diese Thiere sind so häßlich, daß unsere Matrosen sich vor ihrem Anblik fürchten;

ten; indeß wenn man den Widerwillen überwinden kann, den schon die bloſſe Vorſtellung von ihnen erregt, ſo findet man ihr Fleiſch wohlſchmekender, als das von unſern beſten Hühnern. Sie fangen auch eine groſſe Menge Fiſche, ſowohl in der See als in ſüſſem Waſſer. Die, welche an der Küſte wohnen, haben an Doraden (Goldkarpfen), Zungen, (ſolea) Sardellen, (die gröſſer, aber weniger gut und fett als die unſrigen ſind) Häringen, Makrellen, Auſtern, Muſchelfiſchen, Krabben und Seeſchildkröten reichliche Nahrung. Die Flüſſe geben ihnen noch auſſerdem vortrefliche Aale und Muſcheln, die vor denen in der See Vorzüge haben.

Die Franzoſen haben nur die **Oſtküſte** der Inſel Madagaskar beſucht. Die Provinz **Karnoſſi**, worin das **Fort Dau-**

phin liegt, ist ihnen wohl bekannt, und eben so einen Theil von denen, worinn Foulpoint, die Bay Antongie und die Insel Nossi-Hibrahim liegen.

Der südliche Theil von Madagaskar.

Der Theil von Madagaskar, worinn sich das Fort Dauphin befindet, ist gut bevölkert. Fast alle Dörfer liegen auf Anhöhen und sind mit zwei Reihen starker Pallisaden, in Form von Hürdenwerk, umgeben. Innerhalb läuft ringsum eine, vier Fuß hohe Brustwehr von gestampfter Erde. Grosse Bambus, die fünf Fuß weit von einander fest eingeschlagen sind, bilden eine Art von Schießlöchern, welche zur Vertheidigung der Dörfer dienen; und einige von diesen sind noch durch einen zehn Fuß breiten und sechs Fuß tiefen

Gra-

Graben befestigt. Die Wohnung des Oberhaupts heißt Donak. Der Donak begreift drei oder vier grosse Hütten in sich, die von einer besonderen Befestigung umschlossen sind. Hierin hält sich das Oberhaupt immer mit seinen Weibern und Kindern auf, und einige Sklaven bewachen Tag und Nacht die Thüren. Die Oberhäupter haben immer eine Flinte und einen mit Eisen beschlagenen Stok bei sich, dessen Ende mit einem Büschel von Kühhaaren besezt ist. Sie tragen eine Müze von rother Wolle; und besonders an dieser Farbe kann man sie von ihren Untergebenen unterscheiden. Ihr Ansehn ist sehr eingeschränkt; in der Provinz Karkanossi sieht man indeß die Ländereien so an, als ob sie den Oberhäuptern gehörten, die sie denn ihren Unterthanen zum Anbau zutheilen.

theilen. Sie fordern dafür einen kleinen Grundzins, der in der Landessprache Faensa genannt wird.

Die Bewohner der Provinz Karkanoſſi ſind in der Kunſt zu ſchreiben nicht ganz unwiſſend. Sie haben ſogar einige hiſtoriſche Bücher in madekaſſiſcher Sprache; aber ihre Gelehrten, welche Ombioſſen genannt werden, bedienen ſich nur der arabiſchen Charaktere. Sie haben Schriften über die Arzneiwiſſenſchaft, die Geomantie und die Sterndeutekunſt. Dieſe Ombioſſen ſind zugleich Zauberer und Aerzte. Die berühmteſten kommen aus der Provinz Matatan, wo ſich die Magie in ihrer ganzen Vollkommenheit erhalten hat. Die Matatanen werden von den übrigen Madekaſſen gefürchtet, weil ſie ſich in dieſer lügenhaften Kunſt auszeichnen.

nen. Die **Ombiaſſen** lehren in den öf-fentlichen Schulen die Geomantie und die Aſtrologie. Die Schreibkunſt iſt ohne Zweifel von den Arabern, welche die In-ſel vor 300. Jahren eroberten, dahin ge-bracht worden. Das Papier wird in dem Thal **Ambul** verfertigt, und zwar aus **Papyrus nilotica**, welche die Modekaſſen **Sanga-Sanga** neunen. Man löſet die zweite Rinde von dieſem Schilfe geſchikt ab, theilt ſie in ſehr kleine Blätter, be-nezt ſie mit Waſſer, legt ſie in verſchie-denen Richtungen auf einander, und drükt ſie dann zuſammen. Hierauf läßt man die Maſſe in einer ſtarken Aſchenlauge ko-chen, und ſtampft ſie nachher in einem groſſen hölzernen Mörſer zu einem Teig. Dieſer wird dann auf einem Gitter von Bombusrohr gewaſchen und geſpühlt, um

ihn

ihn von allen Unreinigkeiten zu befreien. Wenn die Operation geendigt ist, legt man das Blatt zum troknen an die Sonne, und leimt es mit einem Absud von Reißwasser, den man in der madekassischen Sprache **Raupan** nennt. Dies Papier ist ein wenig gelblich, aber wenn man es gut leimt, so löscht es nicht. Die Federn, deren sich die Insulaner bedienen, sind von Bambu gemacht; und ihre Tinte verfertigen sie aus der, in Wasser gekochten Rinde eines Baumes, den man **Arandrato** nennt. Diese Tinte ist etwas weniger schwarz, als die unsrige, aber glänzender.

In dem nordwestlichen Theile der Insel Madagaskar hat sich die arabische Sprache einigermassen ausgebreitet. Es ist befremdend, daß der Mohammedanismus

sich

sich auf dieser von Arabern so oft besuchten Insel nicht weiter ausgebreitet hat, indeß die Beschneidung, die Enthaltung vom Schweinefleisch und einige kleine Ceremonien ausgenommen, die sehr wenig Einfluß auf das Verhalten des Volkes äussern, haben selbst die Abkömmlinge der Araber die Hauptgrundsäze ihrer Religionsmeinungen vergessen. Sie glauben nicht an ein anderes Leben, und nehmen wie die Manichäer, zwei Grundwesen an: ein vollkommen gutes, und ein äusserst böses. An das erstere richten sie niemals Gebete; aber das zweite fürchten sie sehr stark, verehren es, und bringen ihm ohne Unterlaß Opfer dar.

Die Insel Madagaskar liegt so nahe an der Küste von Afrika, daß man ihre Bevölkerung ganz natürlich diesem grossen

Welt-

Digitized by Google

Welttheile zuschreiben kann. Aber jezt durchkreuzen die verschiedenen Stämme einander so sehr, daß man sich vergebens bemühen würde, ihre Verschiedenheiten zu schildern. Die Rasse der wahren Neger erkennt man auf dieser Insel leicht; doch die Abkömmlinge der Weissen sind schwerer zu unterscheiden. Die von den leztern, welche in den Provinzen **Anossi** und **Karkanossi** wohnen, behaupten von **Jmina**, Mohammeds Mutter, abzustammen, und haben den Namen **Zafferahinimi** angenommen. Die in **Ramatava**, **Foulpoint**, **Nossi-Hibraim** und der Bay **Antongie** stammen zum Theil von den alten Seeräubern, zum Theil von den Juden ab; deshalb lassen sie sich **Zaffe-Hibrahim**, d. i. Nachkommen von Abraham, nennen. Noch giebt es hier eine

dritte

dritte Art von Weissen, welche sagen: der Kalif von Mekka habe sie nach Madagaskar geschikt, um die Bewohner der Insel in den Geheimnissen der Natur und in der mohammedanischen Religion zu unterrichten. Diese Betrüger haben sich der Provinz Matatan bemächtigt, nachdem sie vorher die Beherrscher derselben, die Zafferamini, verjagt und ermordet hatten. Man nennt sie Zaffe-Kassimambu. Sie haben eine dunklere Farbe, als die übrigen Weissen, und ihr Geschäft besteht darin, daß sie arabisch lesen und schreiben lehren.

In den Provinzen Anossi, und Rankanossi glauben die Zafferamini aus der sandigen Küste von Mekka abzustammen. Man nennt sie aus diesem Grunde Ontompassemaka, und theilt sie in drei

Klassen: die Rhoandrians, die Anakandrians, und die Ontzatsi. Die erste und ausgezeichnetste sind die Rhoandrians, die sich das Vorrecht, die Thiere zu tödten, zugeeignet haben. Unter wilden von der Jagd lebenden Völkern ist das Fleischerhandwerk fast immer ehrenvoll; die Rhoandrians sind daher die Grossen des Landes, und immer wählt man aus ihnen den Souverain.

Die Anakandrians stammen von den Rhoandriano und von einem Weibe aus einer geringern Klasse ab; deshalb theilen sie mit den Rhoandrians die Ehre und den Gewinn, für die andern Insulaner die Thiere zu schlachten, die zu ihrem Unterhalte nüzlich sind.

Die Ontzatsi sind die lezte Klasse der Ontampassemaka; sie haben aber keinen beson-

besondern Vorzug. Es sind gewöhnlich brave Soldaten, die sich zu schlagen, einen Stein oder eine Assagaje zu werfen wissen, und ihre Zeit mit Tanzen, Spielen, Schlafen und Belustigungen zubringen. Sie lernen von ihrer zartesten Kindheit an einige Lieder, worin moralische Lehren, oder auch Fabeln von ihrem Ursprunge enthalten sind.

Die eingebornen Schwarzen werden in vier Klassen eingetheilt: in die **Voadziri**, die **Lohavohits**, die **Onpoa** und die **Endeves**. Die **Voadziri**, welche von den alten Beherrschern der Insel abstammen sollen, haben gewöhnlich einen beträchtlichen Reichthum an Sklaven und Heerden, und können mehrere Dörfer besitzen. Sie müssen bei dem Volke in grosser Achtung stehen; denn sie haben,

ungeachtet des Despotismus der Araber, von denen die Provinz Anossi erobert worden ist, das Recht, die ihren Unterthanen gehörigen Thiere zu tödten, wenn sich kein Rhoandrian oder Anakandrian gegenwärtig befindet. — Die Lohavohits sind weit weniger mächtig, als die Voadziri; sie können nie mehr, als ein Dorf besitzen; und welchen Reichthum an Heerden sie auch haben mögen, so müssen sie doch immer einen Rhoandrian oder Anakandrian holen lassen, um die Thiere schlachten zu lassen, die ihnen und ihren Unterthanen zur Nahrung dienen sollen.

Die Klasse der Onzoa folgt unmittelbar auf die Lohavohits, mit denen sie nahe verwandt ist; sie hat aber nicht das mindeste Vorrecht, oder die mindeste Autorität. Die Endeves sind geborne Sklaven,

ben, und ihr Name bedeutet in der madekassischen Sprache einen verlornen Menschen.

Die Eingebornen der Insel haben von ihrem Ursprung eine Fabel, die recht gut zu den von uns angegebenen Unterabtheilungen der verschiedenen Kasten paßt. Die, welche einige Gelehrsamkeit besitzen, erzählen nämlich: der Schöpfer des Himmels und der Erde, habe aus dem Leibe des ersten Mannes, während derselbe geschlafen, sieben Weiber genommen, und diese sind die Mütter der verschiedenen Kasten. Die **Rhoandrians** stammen von dem ersten Manne, und dem Weibe ab, das aus seinem Gehirn genommen ward. Die Mütter der **Anakandrians** und **Onzatsi** haben einen weniger edeln Ursprung; denn die eine ward aus dem Halse,

die andere aus der linken Schulter genommen. Die Voadziri verdanken ihren Ursprung dem ersten Manne und dem Weibe, das, während er in tiefem Schlafe lag, aus seiner rechten Seite hervorgieng. Die Mutter der Lohavohits und der Onzatsi kam aus dem Schenkel und der Wade. Die Endeves aber haben einen niedrigern Ursprung; denn man läßt sie aus der Fußsohle des ersten Mannes abstammen. Jezt sind die Rhoandrians bis etwa auf 20 Familien vermindert. Nur in der Provinz Anossi giebt es noch dergleichen, und man kann hoffen, daß die Insel endlich von dem Joch und der Regierung dieser Eroberer befreit werden wird, die sie verheert und mit einigen Zeremonien des Mohammedanismus angesteckt haben.

Die

Die Malegaſchen ſind den Rhoandrians nur als freie Unterthanen unterworfen. Sie wechſeln ihre Oberhäupter nach Willkühr, und können ſich zu jedem hinbegeben, der ihnen Glük und Ruhe zuſichert. Dieſe Inſulaner ſind zu muthig, um ſich einem läſtigen Joche zu unterwerfen; aber oft ſchadet ihre äuſſerſt groſſe Leichtgläubigkeit, ohne daß ſie es denken können, ihrer Freiheit und dem Glük ihrer Unternehmungen.

Die Malegaſchen in der Provinz Anoſſi, ſind lebhaft, fröhlich, gefühlvoll, erkenntlich, auch nicht ohne Einſichten und Fähigkeiten. Sie lieben die Weiber leidenſchaftlich, laſſen in ihrer Gegenwart nie Traurigkeit merken, und haben nichts angelegentlicheres zu thun, als daß ſie dem andern Geſchlechte zu gefallen ſuchen. Dies

erhält hier mehr, als in jedem andern Lande, die Achtung und Ehrerbietung, die eben so billig, als für das Glük der Gesellschaft nothwendig ist. Der Mann befiehlt hier nie als Despot, und die Frau gehorcht nie als Sklavin; vielmehr hat das andere Geschlecht in der Wagschale der Macht das Uebergewicht. Sie herrschen durch Reize, Annehmlichkeit und Schönheit; denn, die Farbe abgerechnet, sind die madekassischen Weiber schön, sie haben einen schlanken Wuchs, angenehme feine Gesichtszüge, eine zarte Haut, glänzend weisse Zähne, und schöne blaue Augen, mit einem glänzendbraunen Augapfel.

Es ist nicht selten, daß die Reichen und die Oberhäupter mehrere Weiber besizen; indessen heirathen sie nur eins auf eine gesezmäsige Art, und die andern werden

den als Konkubinen angesehen. Diese Gewohnheit hat in Madagaskar keine unangenehmen Folgen; alle diese Weiber leben recht gut mit einander, und übrigens geht immer eine Scheidung vor, wenn die eheliche Verbindung dem Manne oder der Frau misfällt. Doch bei der Scheidung wird das Heirathsgut wechselseitig zurükgegeben. Man betrachtet in Madagaskar den Ehebruch wie einen Diebstahl, und bestraft ihn auch so; auch wird der Ehestand äusserst in Ehren gehalten. Die Männer warnen die Fremden, sich nicht an ihre Weiber zu machen; aber sie bieten ihnen ihre Töchter an, und finden sich geehrt, wenn diese Kinder von denselben bekommen. Man erkennt die verheuratheten Weiber an ihren Haaren, welche geflochten und oben auf dem Kopfe zusam-

men gebunden sind; da hingegen die Mädchen sie nachläſſig auf die Schulter herunter fallen laſſen. Die Männer sind bei ihren Weibern immer zufrieden, und ihre Gegenwart macht sie fröhlich. Sobald sie dieſelben bemerken, fangen sie an zu singen und zu tanzen, und wiederholen unaufhörlich, daß sie die Sorgen des Lebens mildern. Die Madegaſſiſchen Weiber ſcheinen glüklich zu ſeyn und ſind immer in guter Laune. Ihr lebhaftes, fröhliches und ſich immer gleiches Temperament gefällt den Europäern auſſerordentlich.

Indeß die Madegaſchen im Kriege ſind, tanzen ihre Weiber den ganzen Tag und ſelbſt einen groſſen Theil der Nacht hindurch. Sie glauben nämlich, dieſes unaufhörliche Tanzen belebe ihre Männer, und vermehre ihre Stärke und ihren Muth.

Kaum

Kaum nehmen sie sich Zeit, ihre Mahlzeit zu genieſſen. Wenn der Krieg geendigt iſt, verſammeln sie sich bei Sonnenuntergang. Das Tanzen und Singen fängt dann immer bei dem Schall mehrerer Inſtrumente auf eine sehr lärmende Art an. Ihre Lieder ſind theils Lobgeſänge, theils Satyren, und die Zuhörer ſcheinen immer sehr viel Antheil daran zu nehmen.

Der nordöſtliche Theil von Madagaskar.

Der nordöſtliche Theil dieſer Inſel iſt das reiche Vorrathshauß der Kolonien auf **Isle de France** und **Bourbon**. Die Häven, die am ſtärkſten beſucht werden, ſind **Foulpoint**, **Sainte-Marie** und die **Bai Antongil**. An dieſen drei Orten haben die Franzoſen Kolonien anzulegen ver-

versucht. Ein Soldat in Diensten der indischen Kompagnie, Namens la Bigorne, hat mir nüzliche Belehrung über die Niederlassungen der Seeräuber in diesen Gegenden mitgetheilt. Er hatte sich bei den Insulanern beliebt gemacht und durch einen langen Aufenthalt unter ihnen eine Art von Einfluß auf sie erlangt, der für die Administration von Isle de France und Bourbon viele Jahre nüzlich gewesen ist. Von ihm habe ich einige geringe Kenntnisse von dem Charakter, den Sitten und den Produkten im nordöstlichen Theile von Madagaskar erhalten.

Die Einwohner dieser Küste sind noch besser und menschlicher, als die in der Provinz Karkanossi. Diese guten Leute gebrauchen weder Schlösser noch Riegel, und verschliessen die Thüren ihrer Häuser

nur

nur mit Dornen und Reisern. Sie würden sich nicht vor Diebstahl fürchten, wenn ihre Wohnungen auch voller Kostbarkeiten wären. Diese Häuser sind indeß nur zusammengefügte Blätter und Matten, die man ohne alle Mühe einstossen kann.

Der nördliche Theil von Madagaskar ist an allen Arten von Erzeugnissen weit fruchtbarer, und wird daher von europäischen Schiffen häufiger besucht, als der südliche; aber das Innere des Landes kennt man fast noch gar nicht. In dem nördlichen Theile von Madagaskar heißt der Ort, den die Europäer am meisten besuchen, **Foulpoint**; bei den Insulanern aber **Walu-Wulo**. Der Hafen von **Foulpoint** wird von Riffen gebildet, an denen das Meer sich bricht, und wodurch die Schiffe vor den groſſen Wogen gesichert wer-

werden. Das Riff ist von Korallen, hängt auf der einen Seite mit dem Lande zusammen, und erstrekt sich gegen N. N. Ost, indeß die Küste sich nach N. N. Westen zieht.

Die Einfahrt des Havens liegt nach Norden. Die Breite des Kanals beträgt ungefähr 50 Klafter, und die Tiefe der Beken beinahe eben so viel. Der Hafen faßt 10. grosse Schiffe, die in 30 bis 35 Fuß Tiefe neben einander ankern können. Die Dörfer, welche die Bevölkerung von Foulpoint ausmachen können, sind nicht beträchtlich; sie liegen zerstreut, mehrentheils am Abhange von Hügeln, und haben Palisaden zur Vertheidigung. Eine Menge nüzlicher Bäume giebt ihnen einen angenehmen Schatten. Mitten unter Kokos = Bambu = Pomeranzen = Citronen = und

Pisang=

Pisangbäumen (deren Frucht von den Europäern so sehr geschäzt wird) und wilden Weinstökken, unterscheidet man den Raven, eine Art von Palmbaum, der nur in Madagaskar einheimisch ist. Dieser Baum wird sehr groß, und sein Herz wie das von der Kohlpalme zubereitet und gegessen. Seine Rinde ist hart, sein Holz faserig und unverweslich; daher braucht man es, Häuser davon zu bauen, deren Wände und Verschläge dann aus den künstlich mit einander verbundenen Rippen seines Blattes verfertigt werden. Diese Rippen sind so fest wie Holz, und so biegsam wie Leder. Mit den Blättern selbst dekt man die Dächer, und sie dauern länger und sind vorzüglicher, als unsere Strohdächer. Aus diesen Blättern machen die Madekassen auch ihre Schüsseln, Teller

und

und Tassen. Diese Art von Geschirr ist immer reinlich, wird aber nicht mehr als einmal gebraucht. Unter den häutigen Hüllen, welche die Blüthe dieses Palmbaums umgeben, findet man ein Gummi von ausserordentlichem Wohlgeschmak, das man für Honig halten sollte. Es ist kein Wunder, daß die Madekassen einen ihnen so nüzlichen Baum rings um sich her pflanzen. Man verfertigt daraus sehr breite vortrefliche Breter, wenn man ihn von der einen Seite der ganzen Länge nach spaltet; man muß aber diesen Bretern gleich nach dem Durchscheiden die gehörige Form geben.

Das Land, das von **Foulpoint** abhängt, ist reich an fetten Triften und Vieh. Wenn man längs den fruchtbaren Ufern des schönen Flusses **Onglebey** hinunter

geht,

geht, erstaunt man, daß er auf einmal verschwindet und sich 400 Toisen von seiner Mündung im Sande verliert. Dieser fischreiche Fluß, auf dem sich auch viele Wasservögel aufhalten, ist an gewissen Orten tief, und an andern sehr breit. Die Kanots fahren ihn mehr als 20 Meilen weit hinauf. Es ist schlimm, daß es in diesem Flusse, so wie in allen andern auf Madagaskar, sehr viele ungeheure Krokodille giebt. Wenn man längs den Ufern hingeht, wird selbst der unerschrokenste Insulaner bei ihrem Anblik von Furcht ergriffen. Man muß sehr vorsichtig seyn, um nicht von diesen gefährlichen Amphibien überrascht zu werden, die sich auf Menschen und Thiere losstürzen. Ich habe einmal gesehen, daß ein solches Ungeheuer einen Ochsen fortschleppte und verzehrte.

Durch eben das, was die Flüsse in Madagaskar so reizend macht, werden sie auch so gefährlich; die Bäume und Stauden, welche die Ufer bedeken, sind die Schlupfwinkel dieser fürchterlichen Thiere.

Wenn man sich einige Meilen von Foulpoint entfernt, und den hohen Bergen von Ambotismene näher geht, wird die Gegend mannigfaltig, Hügel schüzen die Ebenen und Thäler vor den Winden. Die Hize ist nicht mehr lästig, weil das Land höher liegt und holzreicher ist. Die hier weniger bearbeiteten Felder sind wilder und wüster; hier hüten die Insulaner ihre Heerden nicht mehr, sondern lassen sie ohne Hirten ganz frei umherirren. Die Wiesen in den Thälern werden von einer Menge Bäche bewässert und befruchtet. Die Krümmungen, welche diese bilden,

sind

sind um so angenehmer, da die Natur allein sie vorgezeichnet hat. Die Blumen haben mehr Glanz, und ihre Farben sind schimmernder und mannigfaltiger, als die auf unsern Wiesen. Ohne Kunst, ohne Symmetrie gepflanzte Baumgruppen machen diese ländlichen Gegenden noch reizender und interessanter. Einige Meilen weiter hin ändert sich der Schauplaz und das Land wird bergicht. Ein geschikter Maler würde hier über die Wahl der pittoreskesten Landschaft verlegen seyn. Seine umherschweifende Imagination läßt ihm nicht länger die freie Ausübung seiner Kunst; er thut keinen Schritt, wo ihm nicht eine plözliche und unvorhergesehene Veränderung eine neue Perspective und noch interessantere Gesichtspunkte zeigte.

Wenn man aber, ohne das Ganze dieser lachenden Gegenden auffassen zu wollen, sich bloß mit dem Studium ihrer Produkte beschäftigt, so eröfnet sich ein unermeßliches und wirklich nüzliches Feld. Eine Menge Vegetabilien bietet sich dann in reichem Ueberfluß zur Untersuchung dar. Man lernt sechs ganz verschiedene Arten von Reiß kennen; Gerste von vorzüglicher Schönheit; sechserlei Sorten Thamswurzeln, von denen einige so dik wie ein Schenkel sind, und die sämmtlich zur Nahrung für Menschen und Vieh taugen. Ausser diesen Wurzeln, die doch einige Pflege und Wartung erfordern, findet man einige völlig wild wachsende, welche die Insulaner Fanghits nennen. Diese haben die Dike eines Menschen, einen zarten Geschmak und eine röthliche Rinde; sie

sie treiben den Urin, sind leicht zu verdauen, und stillen, wie man versichert, Durst und Hunger zugleich. Man kann auch verschiedene Arten Rüben, Bohnen und Erbsen von auserlesenem Geschmake haben. Die Barvatten gleichen dem Kapernstrauch, und blühen wie dieser. Jede Schote schießt eine kleine Erbse von der Grösse einer Linse in sich, diese Hilsenfrucht wird so hoch wie der Kirschbaum, und mit ihren Blättern füttert man in einigen Provinzen im Innern des Landes die Seidenwürmer.

Wenn man diese Felder, diese Wiesen verläßt, um sich in jene unermeßlichen Wälder zu vertiefen, welche einer Menge verschiedener wilder Thiere zum Aufenthalt dienen, so sieht man Schönheiten von einer andern Art. Tiefe Einsamkeit; eine

unter diesem heissen Himmelsstrich überraschende Kühle; ein den Sonnenstrahlen unzugänglicher Schatten; Echos, die auf allen Seiten von dem Gebrülle der Thiere wiederhallen. — Dies alles gewährt neue Freuden, die besonders melancholischen Personen angemessen zu seyn scheinen. Indeß wird jeder, der nur einiges Gefühl für Naturschönheiten hat, mit einer Art von Enthusiasmus jene Menge von ungeheuer hohen und diken Bäumen betrachten, worunter sich besonders der **Soterobee** auszeichnet.

Wer das Studium des Mineralreichs der Botanik vorzieht, findet in den hohen Bergen von **Ambotismene** Befriedigung. Es giebt daselbst ungeheure Klökke von Bergkristall. Einige von diesen sind kristallisirt; andere scheinen gar keine regelmäsige

mäſige Form anzunehmen; viele enthalten Schörl und andere fremde Körper. Die von den Naturforſchern am meiſten geſuchten Schörlarten ſind in dieſen Bergen nicht ſelten, ſo wie Granaten und Anzeigen von Zinngruben, welche die Einwohner Wula-Futſcheſine nennen. Gruben von ſehr vorzüglichem Eiſen giebt es in Menge auf der Inſel. Die Malegaſchen zerreiben und ſtampfen dieſes Erz, und legen es dann in Haufen zwiſchen vier, mit Thonerde überzogene Steine. Anſtatt des Blaſebalgs, bedienen ſie ſich einer doppelten hölzernen Pumpe, um die Flamme zu vermehren. In einer Stunde iſt das Erz in Fluß gebracht, und liefert ein ſo geſchmeidiges, gut zu verarbeitendes Eiſen, wie man nur irgend eines kennt. Unſtreitig giebt es noch andere Gruben;

aber man muß sich keine Mühe und Arbeit verdrieſſen laſſen, ſie aufzuſuchen. Dieſe Reichthümer liegen tief im Schooß der Erde; nur durch graben und ſchwere Arbeiten kann man ſie daraus hervorziehen. Uebrigens ſind aber die Berge von **Ambotismene**, wie die Inſulaner ſagen, für Europäer faſt unzugänglich. Ihre Gipfel ſind ſteile Jähen, welche den Zugang zu dieſen Bergen verhindern. Der höchſte unter ihnen iſt etwa 1800 Toiſen über der Meeresfläche erhoben. Er gleicht in ſeiner Geſtalt dem Tafelberge, den ſo viele am Vorgebirge der guten Hofnung geweſene Reiſende beſchrieben haben.

VII.

VII.

Kurze Nachrichten von der Ostküste von Afrika.

Vorzüglich aus Dos Santos, und anderen spanischen und portugiesischen Berichten.

Von Le Grand. *)

(Aus dem Französischen übersezt.)

Die Insel Mozambik ist unterm 15 Grad südlicher Breite. Sie ist eine halbe Meile lang, und eine viertel Meile breit. Die Citadelle, die eine der besten in In-

*) Im Anhang zu seiner Ausgabe von P. Hieron. Lobo's Reisen. Oktavausgabe, I. B. Seite 279. und folg.

Digitized by Google

dien ist, ligt am Eingang des Hafens, und dient ihm zum Schuzze. Sie besteht aus vier starken Thürmen, deren zwei an der Seeseite, die zwei andern aber an der Landseite stehen.

Ein schmaler Arm vom Meere trennt die Citadelle vom Lande. Mitten in derselben ist eine Zisterne für den Gouverneur und die Garnison. Hier sind auch die Magazine für Mehl, Mundvorrath und alles, was zu einer langen Vertheidigung, im Fall eines Angriffs, nöthig wäre. Die Luft ist hier sehr ungesund, und die Einwohner, deren ungefähr 2000 seyn mögen, müssen ihr Wasser drei Meilen weit in der Bai von Titangon, und das Holz anderthalb Meilen weit holen. Der Gouverneur betreibt allein die ganze Handlung; die Gegenstände derselben sind Elfen-

bein,

bein, Seepferdszähne und Gold, welches seine Faktors oder Kaufleute am Flusse Sofala aufsuchen, wo man es aus den Goldgruben, die im Innern der Länder sind, hinbringt.

So schlecht diese Insel auch ist, so versieht sie doch die ganze Küste mit Lebensmitteln, Kleidern und mehrern andern Kaufmannswaaren, die man aus Indien dahin schikt.

Die Küste von Melinde fängt am Kap del Gado an, die im 10 Grad Süderbreite ligt, und sich gegen das Kap von Guardafui ausdehnt. Die Hauptstadt Melinde galt für eine der schönsten nnd reichsten in dem ganzen Strich von Afrika, den unsre Geographen Zankebar nennen. Sie steht auf einer grossen und angenehmen Ebene; die Häuser sind von gehauenen

Digitized by Google

nen Steinen und gut gebaut. Wann der König von Melinde ausgeht, tragen ihn die vornehmsten seiner Hofbeamten auf den Schultern, und in allen Gassen, durch die der Zug geht, wird geräuchert. Zieht er in irgend eine Stadt seines Reichs ein, so empfangen ihn die schönsten Mädchen in derselben. Einige davon streuen ihm Blumen, andre räuchern, andre singen Loblieder auf ihn, und die Priester schlachten Opfer.

Die Portugiesen haben die Insel Mombaza im Jahr 1631. verloren. Der König der Insel zerfiel mit ihnen, nahm die Festung weg, und ward Mahommedaner, um von den Mohren unterstüzt zu werden. Ausser Mombaza giebt es hier noch viele andre Inseln z. B. Quiloa, über deren ganzes Gebiet bis an den Sofala der König

ehe-

ehemals Meister war; ferner Montsia, Zanzibar, Pemba, Lamo, Pate, lauter große, reiche und fruchtbare Inseln, wozu noch mehrere kleinere gehören. Jenseits der Stadt Melinde ist die Insel Lamo, worauf viele ungewöhnlich große Esel sind, die man aber wenig brauchen kann. Nahe bei Lamo ist die große und fruchtbare Insel Pate. Sie hat drei Könige. Einer heißt König von Pate, der andre von Sio, der dritte von Ampaza. Jeder hat eine Residenz gleiches Namens mit seinem Gebiete. Ampaza war die reichste auf der ganzen Küste. Sie war einzig von Mohren bevölkert, die sich so trozzig und hochmüthig bezeigten, und so große Feinde der Christen, besonders der Portugiesen waren, daß leztere sich gezwungen sahen, ihnen den Krieg anzukündigen. Der König

von

von Ampaza wurde in einem Treffen erschlagen, die Stadt eingenommen, der Plünderung Preis gegeben, und verbrant, und alle Palmbäume um sie her wurden niedergehauen. Den Kopf des Königs stekte man auf eine Lanze, und trug ihn durch alle Strassen von Goa. Das Schikſal des Königs von Lamo war noch trauriger; man beschuldigte ihn, er hätte Rok de Brito, samt ungefähr 40. Portugiesen, den Türken überliefert. Da er nun den Generalkapitain Thomas de Souſa Coutincho zu begrüſſen kam, nahm ihn dieſer gefangen, und begleitete ihn ſelbſt nach Pate, wo er ihm öffentlich auf einem Blutgerüſte den Kopf abſchlagen ließ, die Könige von Pate, Sio und Ampaza zwang er, Zuſchauer bei dieſem ſchröklichen Schauſpiel zu ſeyn.

Die

Die merkwürdigsten Völker sind die Mossekios, die, ob sie gleich in Freundschaft und Bündniß mit den Portugiesen standen, deswegen um nichts weniger wild und barbarisch sind. Die jungen Leute unter den Mossekios haben einen sehr sonderbaren und närrischen Gebrauch. Vom siebten oder achten Jahr an, legt man ihnen ein Stük Thon in Form einer Kappe auf den Kopf; je nachdem diese Erdenkappe nun troknet, oder die Kinder wachsen, sezt man ihnen noch eine dazu auf, und zulezt wiegt eine solche Müzze bei 8 oder 10 Pfund. Sie können sie weder des Nachts noch bei Tag ablegen, bekommen auch kein Amt, ehe sie einen Mann in der Schlacht erlegt, und seinen Kopf dem Befehlshaber, der sie anführt, gebracht haben.

Diese

Diese Mossekios waren ehemals Hirten, die sich gegen ihre Herren aufgelehnt haben. Noch izt haben sie viel Kühe, und leben bloß von der Milch und dem Blute derselben. Sie lassen ihren Kühen oft zur Ader, damit sie nicht in ihrem Fett erstikken mögen. Diese Völker, die kriegerischer als die übrigen sind, haben einen König von Mombaza abgesezt und umgebracht, und sein Reich dem König von Melinde unterworfen.

Wenn man längs der Küste hinabgeht, und sich gegen Norden wendet, kömmt man nach der Stadt Brava. Sie hat einen Hafen, deren Eingang äusserst gefährlich ist. Diese Stadt ist eine Art von Republik, die sich ihre Gouverneurs selbst wählt, und von keinem uneingeschränkten Oberherrn abhängt. Weiter gegen Norden und

fast

fast unter der Linie ist Magadoxo, deren Einwohner von jeher Feinde der Portugiesen gewesen sind.

Zwischen **Brava** und **Magadoxo**, im Innern des Landes, sind die Marakaten, eine noch sehr zahlreiche Völkerschaft, aus der man die besten Sklaven zieht, weil sie alle junge Leute, die sie gefangen bekommen, zu Verschnittenen machen. Man nennt diese ganze Küste die Wüste von Ethiopien, und das mit Recht. Es gibt hier nichts als Sand, und man findet nur Strausse, von denen man erst nicht begreift, wie sie hier leben können. Sie sind zu schwer, und ihre Federn zu fein, um fliegen zu können. Nie erheben sie sich über die Erde; wann sie aber verfolgt werden, breiten sie ihre Flügel aus, und laufen so schnell, als der leich-

teste Vogel nur immer fliegen kann. Zuweilen lassen sie einen Flügel nach dem andern sinken, und gehen seitwärts wie ein Schiff, das lavirt.

Wann man das Kap von Guardafui umschift hat, findet man die Häfen von Methe, Micha, Barbora, dann das Königreich Adel, in welchem Auka die Hauptstadt ist. Die Portugiesen haben dies Königreich Zeila genannt, von einem Hafen gleiches Namens, der von Aukagurule zehn kleine Tagreisen entfernt ist. Das Königreich Adel machte sonst einen Theil vom ethiopischen Reiche aus; seit langer Zeit aber ist es von ihm abgesondert, ja es hat nur wenig gefehlt, daß nicht einige Könige von Adel ganz Habessinien erobert hätten.

Man

Man treibt in diesen Ländern einen überaus starken Handel mit Gold, Seepferd- und Elephantenzähnen und maldivischen Kokosnüssen.

Längs der Flüsse Roama und Sofala, gibt es mehr Zukkerrohr als selbst in Brasilien. Da die Kaffern keine Maschine haben, um es zerstossen zu können, so verzehren sie es, wie es die Erde gibt, und treiben keinen Handel mit demselben. Die Wälder sind voll von wildem Adlerholz, das sie gar nicht benüzzen. Kassia ist hier sehr gemein, die Kaffern aber schäzen sie weiter nicht, weil sie andere abführende Arzneimittel haben, die sie weit besser finden, und auch leichter bereiten. Sie haben ein Holz, das verpulvert, und in einem Glas Wasser eingenommen, den Blutfluß stillt; und noch

ein andres, womit sie alle Wunden, so alt sie auch seyn mögen, heilen. Dieses Pulver hat eine solche Kraft, daß es innerhalb 24 Stunden allen Eiter und alles geronnene Blut herauszieht, und den Schaden vollkommen kurirt.

Es gibt hier auch ein Kraut, das die Portugiesen **Dutro** und die Kaffern **Banguini** oder **Machiamoroi**, das heißt Zauberkraut, nennen, das die Wirkung hat, daß es, im Trank oder in der Speise genossen, die Denkkraft raubt. Man bleibt dann 24 Stunden lang immer in der nämlichen Stimmung, in der man war; man hört weder auf zu lachen, wenn man lustig, noch zu weinen, wenn man traurig war, und man kann sich weder dessen, was man gesagt hat, noch alles übrigen, was in diesem Zustand mit einem vorgegan-

gangen ist, erinnern. Diejenigen, welche herzhaft genug sind, sich in den Flüssen zu baden, die so voller Krokodille sind, reiben sich mit einem Kraut, das sie Miciriri nennen. Sie glauben, diese wilden Amphibien dadurch von sich weg zu scheuchen, und sollten sie ja kommen, sie zu beissen, so würden ihre Zähne dadurch so weich wie Wachs.

Vier Meilen vom Kap del Gado ist die lezte Insel Quirimba. Auf selbiger findet sich ein Baum, der fast ganz dem Laudanum gleich kömmt, von dem man Manna pflükt, das nichts anders als der Thau ist, der am Stamm oder an den Blättern zusammengerinnt, und in Perlen, wie Kandelzukker, dahängt.

Unter allen Bäumen, die hier zu Lande und anderwärts vielleicht wachsen, ist der Palmbaum der allernüzlichste.

VIII.

Nachrichten von dem Königreich Sennaar, im innern Afrika.

Aus J. Bruce's Reisen gesammelt.

Das Königreich Sennaar liegt nordwestlich von Habessinien an dem Nil und dessen Nebenfluß **Bahr el Nobiad**, und gränzt an die noch unbekannten Negerländer im Innern der Nordhälfte von Afrika.

Der Staat von **Sennaar** ist im Jahr 1504 gegründet worden, indem die Negernazion der **Schilluk** die Araber dieser Gegenden unterjochten. **Amru** war der erste König dieses neuen Reichs; er bauete auch die Hauptstadt **Sennaar**.

Die

Die Schillukneger waren ursprünglich Heiden; sie nahmen aber bald nach der Entstehung ihres Staats um der freundschaftlichen Verbindungen mit den Arabern und Türken willen die muhammedanische Religion an, und nannten sich dann Funge (Fundsche, Fundschi) welches: Herren, Sieger, oder auch freie Leute bedeutet.

Das Königreich Sennaar ist in drei grosse Statthalterschaften oder Provinzen abgetheilt, welche die Haupttheile dieses Staats ausmachen.

Die erste ist zu El-aice, der Hauptstadt des Landes, aus dem die Schillukk kommen. Der Bahar el Abiad breitet sich über das ganze Gebiet aus, und indem er sich in viele kleine Kanäle theilt,

umgiebt er eine Menge kleiner Inseln, auf deren jeder ein Dorf stehet, und diese Sammlung von Dörfern heißt die Stadt El-aice. Die Einwohner sind insgesammt Fischer, und haben eine Menge Böte, wie Kanots, darinn sie nach den Katarakten auf und abschiffen. Mit einer unglaublichen Menge solcher Kanots thaten sie ihren Einfall, als sie die Bezwingung der Araber, welche nicht die geringste Vermuthung von diesem Ueberfalle hegten, unternahmen. Sie führten damals keine Waffen von Eisen, sondern Schwerdter und Lanzen von einem harten Holze Dengui Sibber genannt.

Der Befehlshaber zu Elaice muß allezeit ein Verwandter des Mek von Sennaar seyn; er darf seinen Posten nie verlassen, oder nach Sennaar kommen.

Die

Die nächste Statthalterschaft in Ansehung der Wichtigkeit ist **Kordofan**. Die Einkünfte bestehen hauptsächlich aus Sklaven, die aus **Dyre** und **Tegla** geholt werden. Es scheint, ihre Lage sey die bequemste, um diese Gebirge anzufallen, entweder weil unterwegs Wasser anzutreffen ist, oder aus andern unbekannten Ursachen. **Mahomet Abu Kalek** besaß (zu **Bruce's** Zeit) diese Statthalterschaft, und hatte ohngefehr 1000 Neger zu Pferde unter sich, die Panzer führten, mit denen er sich damals vom Könige unabhängig erhielt. Sie macht die Gränze gegen **Dar-Faur** einem Negerstaat, der wo möglich noch barbarischer ist als Sennaar, und dessen Einwohner Kordofan oft von Sennaar abgerissen haben, es aber auch wieder hergeben müssen.

Die dritte Statthalterschaft heißt **Fazuklo.** Auf der Westseite machen der Fluß El-aice, auf der Ostseite der Nil, und in Süden die Berge von Fazullo, in welchen man die grossen Katarakte des Nils antrift, die Gränze. Sie gehören zu der ansehnlichen Bergkette von **Dyre** und **Tegla**, die sich so weit ins Innere von Afrika hineinstrekt, und die vornehmsten Beiträge an Gold und Sklaven, welche die Reichthümer dieses Landes ausmachen, liefert. Der gröβte Theil der Einkünfte von Fazuklo besteht in Gold. Der Befehlshaber darin ist kein Funge, sondern der im Lande geborne Fürst, von dem die Sennaarische Armee es eroberte. Es scheint eine merkwürdige Politik bei dieser sonst so rohen Nation zu seyn, und sie müssen die guten Folgen davon kennen, weil

weil sie beständig dabei bleiben, daß sie den Fürsten des eroberten Staats hernach zum Statthalter in seinem eignen Lande machen. Dies war der Fall mit Dongola, dem sie seinen Mek lassen, und mit dem **Wed Aschis**, dem Fürsten der Araber, welchen sie sich unterwürfig machten; dies war auch der Fall mit Fazuklo, Wed Abond, Jibbel Moja, und andern kleinen Staaten, die sie insgesammt eroberten, aber ihre Fürsten nicht abänderten.

Die Hauptstadt **Sennaar** liegt unter einer Breite von 13°. 34′. 6″. nördlicher und unter 33°. 30′. 30.″ östlicher Länge, vom Meridian zu Greenwich. Es steht dicht am westlichen Ufer des Nils. Die Lage ist gerade so hoch, daß sie den Fluß abhält in die Stadt zu dringen; auch bei dem

dem höchsten Anschwellen steht er nur mit Gassen gleich.

Diese Stadt ist sehr volkreich, und es gibt manche gute Häuser nach hiesiger Landesart darin. Jezt bewohnen die vornehmen Staatsbedienten lauter Häuser von zwei Stokwerken. *) Sie haben platte Dächer, welches eine ungewöhnlich sonderbare Bauart ist, weil man sich in andern Orten, wo die tropischen Regen herrschen, konischer Dächer bedient. Die Häuser sind alle von Lehm gebauet, der nur mit wenig Stroh vermischt ist, woraus erhellet, daß die Regen hier bei weitem nicht so heftig als weiter südwärts seyn müssen, vermuthlich wegen der Entfernung von den

*) Dies bezieht sich darauf, daß Poncet sagt, zu seiner Zeit seyen alle Häuser dieser Stadt nur einstökkig gewesen.

den Bergen. Inzwischen fiel doch während Bruce's Hierseyn eine ganze Woche hindurch Regenwetter ein, und den 30. Jul. lief der Nil, nach einem heftigen Gewitter und einer grossen Finsterniß in Süden, gewaltig an. Der ganze Fluß war mit Ueberbleibseln von Häusern, Rohr, hölzernen Schalen und Schüsseln, lebendigen Kameelen und Rindvieh bedekt, es trieben auch verschiedene Todte vorbei, die der Fluß mit grosser Geschwindigkeit mit sich fort führte. Eine Hyäne, welche sich durcharbeiten wollte, ward von den Einwohnern umringt und erschlagen. Das Wasser trat in die am Ufer stehenden Häuser etliche Fuß hoch, weichte die Lehmwände ein, so daß verschiedene einstürzten. Aus den schwimmenden Ueberresten von Häusern schien zu folgen, daß in Süden

gegen

gegen Fazuklo eine groſſe Verwüſtung an vielen Orten angerichtet ſeyn müßte.

Der Boden zu Sennaar, iſt weder für Menſchen noch Vieh zuträglich und inſonderheit der Fortpflanzung nachtheilig. Muthmaßlich rührt dies von einer ſchädlichen Beſchaffenheit des fetten Bodens her, womit die Stadt rings umher umgeben iſt; nichts iſt eine gewiſſere Thatſache, als daß ein Weibchen von Laſtthieren je in der Stadt oder etliche Meilen in der Runde umher Junge gebracht hat. Dieſe merkwürdige Eigenſchaft hört auf, ſo bald man das Vieh von dem fruchtbaren Boden in eine Sandgegend bringt. Aira, das 3 bis 4 Meilen von Sennaar liegt, kein Waſſer auſſer dem Nil in der Nähe hat, und mit weiſſem unfruchtbarem Sand umgeben iſt, bekommt allen Arten von Vieh

Vieh vortreflich. Hier iſt der Standort, wo Bruce des Miniſters Shekh Adelans Pferde, die ſchönſten, die er in ſolcher Anzahl in der Welt ſahe, antraf, wo er in Sicherheit auf jede Bewegung ſeines Königs acht gab, indeß daß dieſer dort kein einziges Pferd erhalten konnte, um ſich ihm zu widerſezzen.

So ungünſtig dieſer Boden zur Fortpflanzung der Thiere iſt, ſo liefert er doch einen Ueberfluß an Nahrungsmitteln für Menſchen und Vieh. Man verſichert für ganz gewiß, daß er 300 fältig trägt, welches doch troz alles Behauptens, ſo wohl aus Gründen als nach allem Anſchein ſehr übertrieben ſcheint. Alle Felder werden mit Dora, oder Hirſe, beſäet, welches das vornehmſte Nahrungsmittel der Einwohner iſt. Man bauet auch etwas

Wei-

Weizen und Reiß, beides wird aber selbst in gesegneten Jahren in Sennaar Pfundweise verkauft; das Salz, welches man zu Sennaar gebraucht, wird alles aus der Erde gezogen, zumal um Halfaia, so stark ist der Boden mit diesem nüzlichen Produkte geschwängert.

Ohngefähr 12 (engl.) Meilen von Sennaar fast gegen Nordwesten liegt eine Sammlung mehrerer Dörfer, die nach einem berühmten Heiligen Schaddly heissen. Dieser ließ bei seinen Lebzeiten grosse Gruben ausgraben, und inwendig fest mit Lehm ausschlagen; in solche schüttete man in wohlfeilen Jahren eine grosse Menge Getreide, dekte sie oben zu, und schlug eine Dekke von Lehm darüber, welches man versiegelt nennt: eine solche Grube heißt Matamore. Die ganze Ebene ist voll

solcher

solcher Matamoren, und sobald es den Anschein hat, daß das Getreide theuer wird, öfnet man diese Gruben, und verkauft es um einen wohlfeilen Preis so wohl in der Stadt als auf dem Lande.

Ohngefähr 24 Meilen Nordwärts von Schaddly, ist eine noch grössere Anlage dieser Art, **Wed Abourd** genannt. Von diesen liebreichen Anstalten hängt gröstentheils die Erhaltung der Araber ab; bei ihren unaufhörlichen Kriegen gegen einander üben sie ihre Gewaltthätigkeiten mehr gegen die Saatfelder, als gegen die Einwohner selbst aus, und ein Stamm müßte nach dem Verlust seiner Arndte verhungern, fänden sie nicht bei solchen Umständen aus diesen Kornmagazinen eine ausserordentliche Beihülfe.

Die kleinen Soldatendörfer liegen auf der ganzen unermeßlichen Ebene hin und

her zerstreut, um die Saaten von lauter Dora zu bewachen. Andere Getreidearten, behauptet man, wachsen hier nicht. In schiklichen Entfernungen sind Teiche von erstaunlichem Umfange gegraben, welche ein grosses Hilfsmittel für die aus dem fruchtbaren Boden nach den Sandgegenden ziehenden Araber sind. Die Fliege, die unerbittliche Feindinn der Araber, verfolgt sie nie nordwärts von Schaddly. Die Kenntniß von diesem Umstande bewog vielleicht die ersten Erbauer von Sennaar ihre Hauptstadt hier anzulegen; und dieß trieb auch vermuthlich die beiden Heiligen den Schaddly und Wed Aboud an, hier die grossen Gruben znm Getreide und zum Wasser anzulegen. Dies ist der erste Ruheplaz, den die Araber antreffen, wo sie alle zu ihrem nöthigen Unterhalt

Be-

Bedürfnisse finden, und wo sie also mit Bequemlichkeit alle ihre Geschäfte mit der Regierung abmachen können.

Westwärts von Schaddly und Aboud, bis an den Fluß Abiad oder El-aice ist das Land voller Bäume, und folglich ein günstiger Lagerplaz für Kameele. Schaddly ist zu Pferde nur drei Stunden von Sennaar; man könnte also keinen bequemern Ort den Tribut zu heben finden. Gerri hatte zwar auch eine günstige Lage wegen des bergichten steinigten Bodens, und weil hier gerade die periodischen Regen aufhören, und ward deswegen nicht ohne Grund von den arabischen Fürsten, ehe die Funge sie bezwangen, gewählt, weil ihre Soldaten die Araber hier auf der einen Seite von den Sandgegenden und auf der andern von dem fruchtbaren Boden

abwehren konnten; allein es hätten doch auch viele zu Schaddly und in den westlichen Gegenden zurükbleiben können, wo sie nichts von der Fliege zu besorgen hatten, ohne genöthigt zu seyn, so weit nordwärts bis Gerri zu ziehen, und sich dort dem Tribut zu unterwerfen.

In dieser weitläuftigen Ebne erheben sich zwei bergigte Gegenden, die eine heißt Jibbel Moja, (Dschibbel Moscha) oder der Wasserberg, und besteht aus einer dicht zusammenhängenden Kette ansehnlicher Berge fast von einerlei Höhe; die andere heißt: Jibbel Segud oder der kalte Berg, und macht eine unterbrochne Reihe, theils hoher, theils niedriger Berge, ohne eine regelmässige Gestalt aus. Beide genieſſen einen schönen Himmels-

melsstrich, und sind stark bewohnt, nehmen aber keinen grossen Strich Landes ein. Sie dienen den Dohira oder Pachtungen von Schaddly, und Wed Aboud zum Schuz; sie sind auch gleichsam Fortressen auf den Wegen der Araber, um sie aufzuhalten, und zur Bezahlung zu zwingen, wenn sie um den fruchtbaren Gegenden und Regen zu entgehen, die troknen Gegenden von Atbara aufsuchen. Ein jeder dieser Distrikte wird von einem Abkömmling ihrer alten als Fürsten gebornen Herrn regiert, die der ganzen Macht der Araber lange Widerstand leisteten, da sie Soldaten zu Pferde und zu Fuß hatten. Sie blieben Heiden bis auf die Eroberung durch die Funge. Man sagt, daß blutige, unnatürliche, mit schröklichen Grausamkeiten verknüpfte Opfer in diesen gebirgi-

schen Staaten gebräuchlich waren, bis Abdelkader, Amrus Sohn, der dritte König von Sennaar, ums Jahr 1554 erst den einen, und hernach den andern Fürsten in diesen Bergen bezwang, und zur Uebergabe nöthigte: er befestigte eine goldene Kette an jedem ihrer Ohren, stellte sie damit auf den öffentlichen Markt zu Sennaar, und verkaufte sie dem Meistbietenden um den elenden Preis von einigen Pfenningen. Nach dieser Herabwürdigung wurden sie beschnitten, zum mahomedanischen Glauben bekehrt, und als Sklaven von Sennaar auf sehr gelinde Bedingungen wieder in ihre Regierung eingesezt; seit der Zeit sind sie immer treu geblieben.

Man kann sich nichts angenehmers denken, als die Gegend um Sennaar zu Ende Augusts und zu Anfang Septembers,

ich

ich meine in Ansehung des Gesichts; anstatt der kahlen, wüsten, unfruchtbaren Ebene bei unserer Ankunft im Mai, war das Getreide nun aufgegangen, und bedekte den Boden, so daß die ungeheure Ebne nun einer glatten, grünen Fläche glich, die hin und wieder mit grossen Teichen, und in gewissen Entfernungen mit Gruppen von Dörfern besezt war, deren spizige konische Dächer ihnen vom weiten das Ansehen kleiner Läger gaben. Durch die unabsehlich weit ausgedehnte Strekke windet sich der Nil, welcher hier einen angenehmen vollufrigen, aber nie überströmenden Fluß eine Meile breit darstellt. Allenthalben an den Ufern entdekt man zahlreiche Heerden des schönsten Viehes aller Art, als den kürzlich von den Arabern erpreßten Tribut, die nun von allen

Plakereien befreiet, mit dem Reſt ihres Viehes ruhig zurük wandern, ſo weit als ſie ſich nur von der Stadt, dem Lande, und ihren Peinigern entfernen können.

Die Ufer des Nils gleichen den reizendſten Gegenden von Holland im Sommer. Aber gleich darauf, wenn nach Endigung der Regenzeit die Sonne ihre ſtärkſte Macht hat, fängt die Dora an zu reifen, die Blätter werden gelb und verdorren, die Teiche werden faul, ſtinkend, und voller Gewürme, und alle bisherigen Schönheiten verſchwinden auf einmal; das nakte verbrannte Nubien iſt wieder da mit allen Schreken ſeiner giftigen Winde, und des beweglichen Sandes, der glühet und von ſchwülen Windſtöſſen aufgejagt wird; darauf folgt ein Heer von fürchterlichen Begleitern, Epilepſien, Schlagflüſſen, heftigen

tigen hartnäkigen Fiebern verschiedner Art, und langweiligen schmerzhaften Dysenterien, die noch hartnäkkiger und tödlich sind.

Krieg und Verrätherei scheint die einzige Beschäftignng dieses abscheulichen Volks zu seyn, welche der Himmel durch undurchdringliche Wüsten von dem übrigen menschlichen Geschlecht abgesondert und auf einen verfluchten Plaz gesezt hat, um ihnen einen Vorschmak von dem einzigen weit schlimmern zu geben, der ihnen auf ewig aufbehalten ist.

Die Kleidung in Sennaar ist sehr einfach. Sie besteht aus einem langen Hemde von blauem surattischen Zeuge **Marowty** genannt, welches sie vom untern Theil des Halses bis auf die Füsse bedekt, doch ist der Hals selbst bloß. Der einzige Unterschied zwischen der Männer- und Wei-

bertracht beſteht darin, daß bei den Weibern der ganze Hals bedekt, und wie bei uns zugeknöpft iſt. Die Männer tragen zuweilen einen Gürtel um den Leib. Perſonen beiderlei Geſchlechts, auch welche von höhern Stande, gehen im Hauſe barfuß. Die Fußböden ſind mit perſiſchen Dekken belegt, zumal in den Zimmern der Weiber. Bei ſchönem Wetter tragen ſie Sandalen, oder Schuhe ohne Oberleder; auſſer dem Hauſe bedienen ſie ſich einer Art von hölzernen Oberſchuhen, die ſehr artig mit Muſcheln verziert ſind. Bei der größten Hize, den Mittag über, laſſen ſie Eimer mit Waſſer über ſich weggieſſen, ſtatt des Badens. Sowohl Männer als Weiber ſalben ſich des Tages einmal mit Kameelfett, worunter Zibeth gemiſcht iſt, welches, ihrer Meinung nach,

die

die Haut ſanft macht, und vor Hautausſchlägen bewahrt, wofür ſie ſich dergeſtalt fürchten, daß ſie, wenn das geringſte ausgefahren ſich auf irgend einen ſichtbaren Theil des Körpers zeigt, ſo lange bis ſich ſolches wieder verliert, nicht aus dem Hauſe gehen. Aus eben dem Grunde bedienen ſie ſich des Nachts, ob ſie gleich alle Tage ein reines Hemde anziehen, eines andern in Fett getunkten, darin ſie die ganze Nacht liegen, weil ſie keine andere Bedekkung als dieſe haben. Sie ſchlafen auf einer gegerbten Bullenhaut, die durch das beſtändige Beſchmieren mit Fett, ſehr weich und kühl wird, jedoch auch zugleich einen Geruch gibt, wovon ſie ſich durch kein Waſchen befreien können.

Das vornehmſte Nahrungsmittel der ärmern Klaſſe beſteht aus (indiſchem) Hirſe.

(Dora-

(Dora, Holcus Sorghum L.) woraus sie Brod und Mehl verfertigen. Die Wohlhabenden machen einen Pudding davon, indem sie das Mehl am Feuer rösten, und Milch und Butter dazu gieſſen; ausſerdem eſſen ſie Rindfleiſch, theils gebraten, theils roh. Das Rindfleiſch iſt das beſte und fetteſte in der Welt, und ſiehet ſchön aus; aber das gewöhnliche, auf dem Markte feil gebotne Fleiſch iſt das von Kameelen, deren Leber und eingeſalzene Ribben allezeit im ganzen Lande roh gegeſſen werden. Ich ſahe ſie nie durchs Feuer gar gemacht; es iſt alſo nicht wahr, daß bloß in Habeſſinien rohes Fleiſch gegeſſen wird; denn dies geſchieht in allen weſtwärts liegenden Negerländern, mit dem Kameelfleiſch.

Schweinefleisch wird nicht auf dem Markte verkauft, aber alle Einwohner von Sennaar essen es öffentlich; Männer, die Posten bekleiden, und sich für Mahommedaner ausgeben, essen es ins geheim. Die Mahommedanische Religion machte unter den Juden und Christen auf der arabischen oder östlichen Seite des rothen Meeres, und kurz darauf in Egypten, merkwürdige Fortschritte; hingegen ward sie auf der Westseite von den Heiden, entweder gar nicht, oder nur sehr kalt aufgenommen, ausser wenn sie nach einem grossen Siege mit dem Schwerd in der Hand von dem Sieger dazu genöthigt wurden.

Die Sarazenen, welche dies Land mit Krieg überzogen, waren in ihrer Religion sehr abergläubisch, wie ihre Nachkommen bis auf den heutigen Tag sind. Sie haben

die

die Sprache des Korans in ihrer alten Reinigkeit beibehalten, und bleiben sehr strenge und buchstäblich bei seinen Lehren. Sie vertilgten die Heiden entweder oder bekehrten sie. Aber diese Macht und Gewalt der Sarazenen bekam sowohl in Egypten, als Arabien, um das sechzehnde Jahrhundert durch Selim einen Stoß, weil solcher an den vornehmsten Orten, an den Gränzen von Bija oder Barbaria, und in Ber el Ajam oder dem alten Azamia längs der Westküste des rothen Meeres türkische Besazungen legte.

Diese Türken waren alle im Herzen wahre Atheisten; sie verachteten den Religionseifer der Araber, uud drükten sie dergestalt, daß das Heidenthum das Haupt wieder empor zu heben wagte. Die Schilluk brachen, wie oben gesagt worden,

den, in Beja ein, und bemächtigten sich des ganzen Landes. Sie wurden Herrn der Araber und nahmen äusserlich zum Scheiu ihre Religion an, befolgten aber die Vorschriften Mahomets nie ängstlich, weil sie ihnen nicht diejenige Freiheit und Nachgiebigkeit darboten, wodurch sie die Juden und Christen gelokt hatten. Mahomets Gesez befreite von Bezwingung der Lüste und Vergnügungen, welche das Evangelium gebot, uud erleichterte jenen also das Joch. Mit den Heiden hatte es aber eine ganz andere Bewandniß; die Mahometanische Religion schmälerte ihre natürliche Freiheit, indem sie Gebete, Abwaschen des Körpers, die Beschneidung, und dergleichen Dinge auflegte, wozu sie vorher nicht verpflichtet waren. Daher bekümmern sich die Heiden in Sennaar, und in allen

allen gegen Westen liegenden kleinen Staaten, z. B. in Dar-Fowr, Dar-Sele, Bagirma, Bornou und Tombuktu, und im ganzen am Niger liegenden Lande Sudan sehr wenig um die einzelnen Vorschriften der Mahometanischen Religion, die sie bloß um mehrerer Freiheit für ihre Person und Handlungsvortheile willen annahmen; sie sind im Herzen und in der Ausübung Heiden, und nur bloß im Umgange Mahometaner. Ihre Kinder werden wieder Heiden, wie die Väter, wenn nicht etwa ein Fakir, oder arabischer Heiliger sich die Mühe gibt, sie zu unterrichten, und lesen zu lehren; sonst besteht ihre ganze Religion in dem Glaubensbekenntnisse: La Illah el Ullah, Mahomet Rasoul Ullah, das heißt: Es ist nur ein Gott, und Mahomet ist sein Prophet.

Nach

Nach der angegebenen Breite von Sennaar wird es wohl nicht nöthig seyn zu wiederholen, daß die Hize hier ausserordentlich ist.

Die gewöhnlichen Krankheiten in Sennaar sind die Dysenterie oder rothe Ruhr, die nach dem Masse gefährlich ist, wenn sie sich entweder zu Anfang oder zu Ende der Regenzeit bei der Wiederkehr des schönen Wetters einstellt. Gemeiniglich begleiten intermittirende Fieber dieses Uebel, es endigt sich auch oft damit.

Die Chinarinde ist ein Hauptmittel in dieser Krankheit, und scheint um so viel gewisser zu seyn, weil es bei der ersten Dose purgirt, und dieses thut es fast allemal ohne Ausnahme. Epilepsie, und scirrhöse Lebern sind gleichfalls sehr häufig, welches vermuthlich daher rührt, daß sie

alle Ausdünstungen verringen, und die Poren durch das beständige Salben, oder durch das erstaunliche Begiessen mit kaltem Wasser während der größten Hize, gar verstopfen.

Der Handel in Sennaar bedeutet nicht viel: sie haben keine Manufakturen: der vornehmste Artikel, welcher gebraucht wird, ist blauer baumwollener Zeug aus Suratte. Ehemals, als die Wege noch offen waren, und die Kaufleute sicher in Karavanen reisen konnten, ward eine grosse Menge ostindischer Waaren von Jidda nach Sennaar gebracht, und alsdenn durch die Negerländer vertrieben. Zu Retourwaaren, oder auf der Rükreise wurden Goldstaub, Tibbar genannt, Zibeth, Rhinoceros-Hörner, Elfenbein, Straußfedern genommen, vornemlich aber Sklaven, oder Glas,

wovon

wovon mehr aus Sennaar als aus dem ganzen übrigen östlichen Afrika ausgeführt wird. Dieser Handel ist aber ganz zerstört, so wie auch der mit Gold und Elfenbein. Inzwischen steht dies Gold noch immer in Ruf, als das reinste und beste in Afrika, und wird deswegen zu Maha gekauft, um nach Ostindien geführt zu werden, wo es zulezt als im Mittelpunkt zusammenfließt. Wenn die Wakea Abyssinisches Gold um 16 Patakas verkauft wird, so gilt das Gold aus Sennaar an eben dem Orte 22. Patakas. Elfenbein wird der Rotol zu Cairo um $1\frac{1}{2}$ Oz verkauft; er ist um 25 Procent leichter als der Rotol zu Mocha. Ein Sklave wird im Durchschnitt zu Sennaar für einen Wakea verkauft: Sklavinnen gelten zuweilen 13 oder 14 Wakeas. Worin die Vor-

züge bestehen, die einen so grossen Unterschied im Preise machen, kann ich nicht sagen: wohl aber, daß reiche Herren, sowohl Türken als Mohren, während den heissen Sommermonaten die Mädchen aus Arabien, Cirkassien und Georgien vorziehen.

Die Daveina Araber, welche grosse Jäger sind, bringen das Elfenbein nach Sennaar, wo sie nichts zu befürchten haben. Aber es kommt heutiges Tages keine Karavane mehr aus Sudan nach Sennaar, und eben so wenig aus Habessinien und Cairo. Die Gewaltthätigkeiten der Araber, und die Treulosigkeit der Regierung zu Sennaar, hat ihnen den Weg von allen Seiten her versperrt, ausser von Jidda her, wohin sie jährlich einmal über Suakane gehen.

Die

Die Wakea zu Sennaar, nach der Gold, Zibeth, wohlriechendes Oel ꝛc. verkauft wird, besteht aus 10 Drachmen; 10 Wakeas machen einen Rotol. Die Wakea zu Sennar wird der zu Masuah und Cairo gleich geschäzt; sie kommt mit 7 Drachmen, 57 Gran Troygewicht überein.

1 Rotol, = 10 Wakea.

1 Wakea, = 10 Drachmen.

Es gibt aber eine andere Wakea, bei den Kaufleuten Atareys genannt.

1 Rotol, = 12 Wakeas.

1 Wakea, = 12 Drachmen.

Diese wird aber bloß bei groben Waaren gebraucht. Man hat nur ein Längenmaß zu Sennaar, den Draa, welches so viel als der Peek oder Cubitus ist, und von der Mitte der Biegung des Ellen-

bogens bis an die Spize des Mittelfingers gemeſſen wird.

Die Krone von Sennaar iſt erblich. Nach dem Tode eines Königs folgt ihm ſein älteſter Sohn vermöge des Rechts, und gleich darauf werden ſo viele ſeiner Brüder, als man habhaft werden kann, durch den **Sid el Kum** (den Hofſcharfrichter, von welchem weiter unten) mit dem Schwerde hingerichtet.

Dieſe in Sennaar herrſchende Gewohnheit, alle Seitenverwandten der königlichen Familie aus dem Wege zu räumen, ſcheint nur ein Theil von eben den Begriffen zu ſeyn, die in Habeſſinien herrſchen, wo man alle Prinzen Lebenslang auf einem Berge gefangen hält.

Es gehört zu den Sonderbarkeiten, die unter diesem rohen Volke herrschen, daß der König mit der Bedingung den Thron besteigt, daß er gesezmäßig von seinen Unterthanen oder Sklaven, nach einer Berathschlagung der vornehmsten Minister, hingerichtet werden kann, wenn diese entscheiden, daß der Vortheil des Staats es nicht erfordere, ihn länger auf dem Throne zu lassen. Es ist allemal ein Offizier aus der königlichen Familie, welcher allein das Recht hat, seines Königs und Verwandten Blut zu vergiessen. Er heißt **Sid el Kum**, Königlicher Haushofmeister, oder Aufseher über die Bedienten, hat aber keine Stimme bei der Absezung des Königs: er ist auch nicht dafür verantwortlich, wenn er auch noch so viele Könige auf diese Art nach der Regel hinrichtet.

Der erste Titel des Adels in diesem Lande heißt Sklaven, sie haben nicht einmal einen andern. Scheint man einen Mann in Sennaar seiner Meinung nach nicht hoch genug zu schäzen, so fragt er gleich, ob man nicht wisse, wer er sey? ob man nicht wisse, daß er ein Sklave sey? ohngefähr mit eben dem Begriffe aristokratischen Stolzes, als mancher bei entstandenem Wortwechsel in England fragen würde: wißt ihr, mit wem ihr redet? wißt ihr nicht, daß ich ein Peer des Reichs bin? Alle Titel und Würden werden nicht geachtet, und sind ungewiß, wenn sie nicht in den Händen eines Mannes sind, der ein Sklave ist. Sklaverei ist also im Sennaar der einzige wahre Adel.

Die unmittelbare um die Stadt liegende Kriegsmacht von Sennaar besteht

aus

aus 14000 Nubiern, welche nakend fechten, und keine andere Waffen haben, als einen kurzen Spieß, und einen runden Schilo: ich vermuthe, daß es sehr schlechte Truppen sind; ohngefähr 1800 Negersklaven auf schwarzen Pferden mit Panzern, und keinen andern Waffen als einem breiten slavonischen Säbel. Ich glaube, sie würden wegen der schweren Pferde, und starken Reuter allezeit ein doppelt so starke Anzahl andrer Truppen in der ganzen Welt nieder reiten, oder durchbrechen. Wer diese Kavallerie nicht gesehen hat, kann sich keinen Begriff davon machen, was für einen hohen Grad der Vollkommenheit die Pferde hier erreichen. Der Mek hat in seiner ganzen Armee keine einzige Flinte. Ausser dieser Reuterei gibt es eine grosse aber unbestimmte Menge

Araber, welche ihren Tribut unmittelbar an den Mek und die vornehmsten Glieder der Regierung entrichten, und unter ihrem Schuzze dicht bei der Stadt leben; sie haben dadurch den Vortheil Handlung mit ihr zu treiben, und sie mit Lebensmitteln zu versorgen, und tragen, wenn es die Noth erfordert, unstreitig viel zu ihrer Stärke und Vertheidigung bei.

IX.

IX.

Allgemeine Beschreibung und Spezial-Geographie von Habessinien. *)

Nach Alvarez, Lobo, Ludolf, Poncet und Bruce.

Habessinien ist ein Land, das in mehr als einer Rüksicht dem Historiker, so wie dem Erd- und dem Menschenforscher wichtig

*) Eine kleine Probe von meinem Werke über Habessinien, das unter dem Titel: P. H. Lobo's Reise nach Habessinien und zu den Quellen des Nils, nebst Beschreibung des Landes ꝛc. zur nächsten Ostermesse in 2 Theilen mit Kupf. und Karten in Zürich erscheinet — und eine Ergänzung der kurzen Nachrichten von Habessinien im I. und II. Bändchen dieser Bibliothek.

Digitized by Google

wichtig ist. Ein alter kristlicher Staat in der Mitte von Afrika, ein Land, so reich an kostbaren Naturprodukten und Naturseltenheiten, so merkwürdig durch seine natürliche und sittliche Beschaffenheit, ein halb kultivirtes Volk, umringt von rohen Barbaren; ein Volk in dessen Mitte der Schauplaz sehr interessanter Begebenheiten war — dies alles ist wichtig genug die Aufmerksamkeit jedes Beobachters und Forschers zu fesseln — und diese und noch viele andre Merkwürdigkeiten vereinigt das Land in sich, das wir Habessinien nennen.

Dieses Land — nicht als Staat sondern als Land betrachtet, das mehrere ehmals unter Einem Herrscher verbundene Reiche und Völkerschaften umfaßt — ist seiner Merkwürdigkeiten ungeachtet, der grossen Rollen ohngeachtet, welche Europäer

päer darin spielten noch jezt ein dem Geographen sehr wenig bekanntes Land.

Noch im vorigen Jahrhunderte waren die wahre Lage und die Gränzen desselben so unbekannt, daß die Landkarten-Verfertiger sich nicht scheuten, es südwärts bis zum 20sten Grade Süderbreite auszudehnen, und ihm überhaupt eine Länge von mehr als 600 deutschen Meilen zu geben, indem sie seine nördliche Gränze unter den 20sten Grad Norderbreite brachten. — Dies rührte theils von alten, schlechten Karten her, theils von der Unbekanntschaft mit den innern Theilen von Südafrika.

Die erste brauchbare Karte von Habessinien haben wir den Jesuiten zu danken, welche in dem Lande selbst die nöthigen Beobachtungen anstellten, und geschikt genug waren, die Grade der Breite gehörig

rig zu bestimmen; mit den Graden der Länge aber waren sie nicht so glüklich, und mußten sich mit Berechnung der Entfernung der Orte nach Tagreisen behelfen, doch scheint es, daß sie auch dabei viele Genauigkeit beobachtet haben. Diese Karte ist es, welche **Tellez** seinem Werke über Habessinien beigefügt hat — **Ludolf** verbesserte diese Karte noch weiter aus gedrukten Nachrichten seines habessinischen Freundes **Abba Gregorius**, und so entstand die **Ludolfische Karte**, die man bei seiner ethiopischen Geschichte findet. Diese wurde seither von allen Geographen und Landkartenmachern bei ihren Nachrichten und Karten von Afrika überhaupt, und von diesem Theile insbesondere zum Grnnd gelegt.

Auch

Auch Ritter Bruce hat bei der seinigen, wie der Augenschein bei Vergleichung beider Karten lehrt, die Ludolfische zum Grund gelegt. Dies ist unläugbar; dennoch würde die Brucesche Karte dem Geographen das angenehmste, willkommenste Geschenk und in ihrer Art ein Meisterstük alles Dankes werth seyn — wenn nicht ein zu sehr gegründetes Mistrauen, in ihres Verfertigers mathematische Geschiklichkeit und Glaubwürdigkeit, ihm den fatalen Gedanken beibrachte: Bruce mag wohl hie und da eigne gute Beobachtungen gemacht haben, aber wer bürget uns dafür, daß er nicht die Ludolfische Karte bloß nach seiner Manier verschönert hat? — Bruce gibt uns selbst zu wenig Nachrichten von der Entstehungsart seiner Landkarte. Er sagt uns freilich, er habe

da,

da, er habe dort aſtronomiſche Beobachtungen angeſtellt — ihre Richtigkeit iſt ein Problem — er verſichert uns, einen groſſen Theil von Habeſſinien durchreist zu haben; das mag ſeyn! Wenn wir aber ſeine Reiſeroute überblikken, ſo finden wir, daß ihm noch viele Theile des Landes durchzuwandern übrig blieben, wenn er ganz aus eigener Erfahrung und Beobachtung uns eine neue Karte von Habeſſinien liefern wollte, die an Zuverläſſigkeit alle älteren überträfe. Daß ſie ſie an Schönheit übertrift, das iſt gewis; wer aber die Kunſt Landkarten an Ort und Stelle aufzunehmen mit allen ihren Schwierigkeiten und Erforderniſſen kennt, der wird billig an der vollen Zuverläſſigkeit der **Bruceſchen Karte** zweifeln, beſonders wenn man bemerkt, daß der Urheber

desselben auch bei Gegenden, die er nicht bereiset hat, z. B. bei den südlichen Theilen von Habessinien, die den Jesuiten weit bekannter gewesen sind, Veränderungen gemacht hat, zu welchen er uns keinen Grund angiebt. Dieser Vorwurf würde sehr entkräftet seyn, hätte Bruce uns bloß eine — so weit seine eigene Beobachtungen und Erfahrungen reichten — verbesserte Ludolfische Karte geliefert, oder hätte er wenigstens die Gewährsmänner genannt, nach welchen er jene eigenmächtige Veränderungen machte.

Diese Betrachtungen müssen uns allerdings bei dem Gebrauche der Bruceschen Karte behutsam machen. Daß die Ludolfische mit so vieler Mühe und Sorgfalt entworfene Karte noch grosser Verbesserungen bedurft hätte; dieses sah ihr Verfasser selbst

gar wohl ein; ob aber Ritter Bruce der Mann dazu war, muß dahin gestellt bleiben.

Da beide, die Ludolfische und Brucesche Karte in der Hauptsache nicht miteinander übereinstimmen, so läßt sich aus ihrer Vergleichung und kritischen Beurtheilung doch eine Spur von Gewißheit finden, mit welcher wir uns einstweilen begnügen müssen.

Habessinien nach seinem ehemaligen Umfange betrachtet — wenn wir nämlich auf das Land, nicht auf den Staat sehen, liegt in dem mittlern Theile von Afrika, auf der Ostseite dieses Erdtheils, zwischen dem 7 und 16 Grade Norderbeite und dem 52 und 62 Grad der Länge von Ferro oder 34 und 44 Grad der Länge von Greenwich nach Bruce.

Nach

Nach diesem Umfange gränzt Habessinien ostwärts an das Königreich Adel, und an das rothe Meer; nordwärts an Nubien, oder eigentlich an die Länder der Schangallaer und an Sennaar, westwärts an einen Theil von Sennaar — wovon der Nil es scheidet — und an Gallaerländer, und südwärts an das Königreich Sendero oder Dschin-Dschiro (Gingiro,) an unbekannte Gallaerländer und an das Königreich Adel.

So umfaßt Habessinien einen Flächenraum von mehr als 20,000 Quadratmeilen, eine Strekke Landes von 150 deutschen Meilen in der Breite und beinahe gleicher Länge.

Aber jezt ist das Gebiet des Habessinischen Staats sehr verengt; auf allen Seiten ist es verkürzt worden; die südlichen

Theile sind in die Hände der Gallaer gefallen, und die Küste am rothen Meere steht jezt unter türkischer Botmäßigkeit, so daß Habessinien nun von dem Meere ganz abgeschnitten ist.

Habessinien liegt in dem heissen Erdgürtel; folglich ist der Schluß ganz leicht, daß es ein heisses, ein sehr heisses Land seyn müsse; dies wird auch durch die Leibesfarbe seiner Einwohner bestättigt, die wirklich schwarz sind.

Aber Habessinien ist deswegen doch nicht ein durchgehends heisses Land; es ist bergicht, und sein Klima ist nach der verschiedenen Lage seiner einzelnen Theile sehr verschieden. In den flachen und tiefen Gegenden, welche von den Habessiniern Kolla genannt werden, ist die Hizze beinahe

nahe unausstehlich, die Steine glühen, der brennende Sand lekt die Haut von den Füssen des Wanderers, und alles schmilzt an dem sengenden Feuer der Sonne. Am heissesten ist die Küste am rothen Meer, und zu Suaken soll die Sonne wie hölliſches Feuer brennen. — In den Gebirgsgegenden, selbst in denen die jeder heissen Küste ganz nahe sind, ist das Klima hingegen sehr gemässigt, und in mehrern Strichen — nach dem Zeugnisse der portugiesischen Jesuiten — gemässigter, als in dem nördlicher liegenden Portugal. In den bergichtesten Theilen wie z. B. in Samen wird Kälte mehr gefürchtet, als die Hizze; doch ist auch in den kältesten Gegenden der Schnee selten; statt dessen fällt bisweilen ein ganz feiner Hagel.

Diese gemässigte Beschaffenheit des Klima's in vielen Theilen von Habessinien beweist, daß die Luft gesund ist; dafür zeugt auch die Munterkeit der Habessinier und das hohe Alter, daß viele derselben oft über hundert Jahre erreichen. Auch sind Seuchen sehr selten, nur in der Landschaft Tigre herrschen Fieber im Anfang des ethiopischen Frühlings, nämlich im September und Oktober.

Starke fürchterliche Donnerwetter mit heftigen Plazregen sind in diesem Lande sehr häufig. Der Himmel überzieht sich dann mit schwarzen Gewitterwolken, die alles in Finsterniß verhüllen; der Donner rollt dann so gräßlich, daß die ganze Natur erbebt, mehrere Wetter stossen gewöhnlich zusammen, und von allen Seiten durchschneiden furchtbare Blizze die

Luft,

Luft, der Regen stürzt in Strömen herab, von den Bergen ergiessen sich allverwüstende Fluthen, die Flüsse schwellen an, und überschwemmen die Ebenen, und machen die Thäler zu weiten Seen.

Diese Ungewitter machen vorzüglich den Habessinischen Winter aus; denn Habessinien liegt zwischen den Wendezirkeln und hat folglich den tropischen Regen. Sein Winter ist also die Regenzeit, welche vom 25. Junius bis zum 25. September dauert.

Die Habessinier zählen vier Jahrszeiten, nämlich:

I. Den Frühling, welchen sie Mazau nennen, und vom 25. September bis zum 25. Dezember rechnen. In dieser Jahrszeit grünen die Felder, und die Regen hören auf.

II. Den ersten und angenehmsten Sommer, welchen sie Tzadai nennen, und vom 25. Dezember bis zum 25. März rechnen. Dies ist die Zeit der Aerndte.

III. Den zweiten hohen Sommer, welchen sie Hagai nennen, und vom 25. März bis zum 25. Junius rechnen. Dies ist die heisseste, schlimmste Jahrszeit.

IV. Den Winter, welchen sie Krannet nennen, und vom 25. Junius bis zum 25. September rechnen. Dies ist die Regenzeit, in welcher die heftigsten Plazregen fallen, die Flüsse austreten, und das ganze Land unter Wasser gesezt wird, weswegen die Habessinier ihre Häuser alle auf erhabene Orte, Anhöhen und Berge bauen.

Man sieht hieraus, daß Habessinien eigentlich nur drei Jahrszeiten hat, näm-

lich

lich den Frühling, den Sommer und den Winter oder die Regenzeit.

Was die Tageslängs betrift, so ist sie sich bei der nahen Lage dieses Landes an der Linie, wie leicht zu erachten, beinahe immer gleich, und die Morgen- und Abenddämmerung ist äusserst kurz.

Auf den Anhöhen und Gebirgen wehen öfters sehr angenehme Winde, welche die Luft erfrischen und die Hize mässigen. Die niedrigen tiefliegenden Gegenden entbehren diese Erquikkung, und haben meist eine dikke, ungesunde erhizte Luft, oder wo auch in denselben ein Luftzug ist, da weht ein glühender Wind, der die Hizze beinahe erstikkend macht. Dies leztere gilt vorzüglich von den Küsten und Inseln des rothen Meers.

Heftige Orkane und besonders sehr fruchtbare Wirbelwinde sind hier gar nicht selten. Die lezteren werden von den Habessiniern Sender, das heißt Schlange genannt, und wüten oft so gräulich, daß sie Schiffe, Häuser, Bäume, Felsen, Alles, was ihnen im Wege steht, mit sich fortreissen.

Habessinien hat eine Menge wichtiger und nüzlicher Naturprodukte.

Von Mineralien hat es: Gold, das im Sande mehrerer Flüsse, von der Grösse einer Erbse und von dem feinsten Korne gefunden wird — Eisen, und Salz, nämlich Bergsalz, welches man an der Gränze von Dankali im reichsten Ueberflusse antrift; es wird von da durch zahlreiche Karawanen abgeholt, und durch

ganz

ganz Habeſſinien verführt, wo es in kleine Täfelchen zerſchnitten, als Scheidemünze kurſirt.

Mit dem Bergbau geben ſich die Habeſſinier gar nicht ab, auch verſtehen ſie ihn nicht, daher benuzzen ſie nur diejenigen Mineralien, die ſich auf oder nahe an der Oberfläche der Erde zeigen, und benuzzen die reichhaltigen Minen ihres Landes nicht, denn es ſind unzuzweifelnde Spuren da, daß die Berge dieſes Landes metallführend ſind, und in den ſüdlichen Gegenden beſonders viel Gold in ſich verſchlieſſen.

Der Boden von Habeſſinien iſt wegen des warmen Klima's und der alljährlichen befruchtenden Ueberſchwemmungen durch die tropiſchen Regen, ganz ausnehmend fruchtbar; deswegen zeigt ſich hier auch

das

das Pflanzenreich in voller Pracht. Aber auch der Anbau der Pflanzen wird von den Habeſſiniern ſehr vernachläſſiget, aus deſſen Mehl aber nur für die Vornehmſten Brod gebakken wird; das übrige ganze Volk füttert ſich gröſtentheils mit Kuchen von Teff, einer ſehr ergiebigen Getreideart mit ganz kleinen Körnern; dieſer Teff iſt eine Gattung Riſpengras (Poa abyſſinica L.), welche ſonſt nirgends getroffen wird; ferner bauen ſie die Dora oder den indianiſchen Hirſe (Holeus ſorghum L.) eine Art von Pferdegras; auch Gerſte, womit ſie zum Theil die Pferde füttern; denn Haber bauen ſie nicht, ob er gleich in ihrem Lande wild wächst. Das gemeinſte Futter der Pferde, Mauleſel und des Rindviehs iſt Gras, welches hier das ganze Jahr über wächst, ſehr fett und

nahr-

nahrhaft ist, und eine beträchtliche Höhe erreicht. Ueberhaupt ist die Viehweide ganz vortreflich; aber die Habessinier machen kein Heu, dazu sind sie viel zu nachlässig.

In einigen Gegenden wächst auch Sesam (Sesanum orientale L.) woraus ein gutes Oel gemacht wird; aus der Pflanze Nuk bereiten sie ebenfalls Oel, so auch aus dem Safflor, dessen Oel sie als Arznei gegen die Beschwerden des Unterleibs gebrauchen.

Bohnen, rothe Erbsen, Kichererbsen, Lupinen und andere Hilsenfrüchte und Gemüser wachsen hier; aber der Gartenbau wird ganz vernachlässigt.

Die Pflanze Suff wird zum Gelbfärben — eine andere Färberei verstehen sie nicht — gebraucht; und die Wurzel Taddo zur Bereitung eines süssen Getränks.

Wein-

Weinstökke, sowohl wilde, als zahme haben sie, aber sie machen nur wenig Wein, weil ihr Bier, das sie ohne Hopfen aus Teffkuchen machen, wohlfeiler ist; sie trinken auch eine Art Meth.

Zukkerrohr wächst auch in Habessinien, aber die Einwohner verstehen die Kunst nicht es gehörig zu benuzzen, Blumen aller Arten gibt es hier in Menge.

Von Habessinischen Bäumen und Gesträuchen sind vorzüglich zu bemerken: die Paradiesfeigen-(Plaatain-) Bäume — die Zitronen-Pomeranzen-Granaten-und Feigenbäume — (unsre gemeinen europäischen Obstarten findet man hier nicht) — die Palmbäume — Baobab — oder Affenbrodbäume — Akazienbäume — Kapernbäume — Zedern — Ebenholzbäume — Tamarisken — Kussobäume, deren Blüte

ein

ein Mittel gegen die Eingeweidewürmer ist, mit welchen die Habessinier wegen ihres häufigen Genüsses von rohem Fleische gar sehr geplagt sind — u. a. m.

Besonders merkwürdig ist die Pflanze Ensete, ein krautartiger Baum. Nach Lobo's Beschreibung sind seine Blätter so groß, daß zwei derselben hinreichen, um einen Menschen hinten und vorne zu bedekken; man bedient sich derselben zu Tapeten für die Zimmer, zu Fußteppichen, Tischtüchern und Servietten; ihre Farbe ist sehr schön grün. Wenn sie trokken sind, so bereitet man sie wie den Hanf; man färbt sie in allen Farben, und macht sehr hübsche Tapeten daraus. Man mahlt die Zweige und die dikken Ribbe der Blätter, und zieht ein sehr feines und weisses Mehl daraus, welches mit Milch angefeuchtet

und

und gebakken eine trefliche Speise gibt. Der Stamm oder Strunk, und die Wurzeln sind noch nahrhafter, als die Zweige. Arme Leute bedienen sich gewöhnlich desselben als Mundvorrath auf Reisen. Man schneidet den Strunk, wie die Rüben in Scheiben, und kocht sie auch so am Fleische, und ich fand im Geschmakke keinen grossen Unterschied zwischen beiden. Um dieses vielfachen Nuzzens willen nennt man den Ensete auch den Baum gegen den Hunger, oder den Baum der Armen, obgleich auch die Reichen aus Lekkerhaftigkeit oft davon essen. Wenn man diesen Baum eine Palme hoch von der Erde abschneidet, und verschiedene Einschnitte darein macht, so treibt er vier bis fünf Schößchen, welche man verpflanzen kann, indem sie sogleich Wurzel fassen. Die Habessinier sagen,

dieser

dieſer Baum ſeufze wenn man ihn abhaut. Auch ſagen ſie nicht: „Einen Enſete abbauen,“ — ſondern: „Einen Enſete umbringen.“ — Auf ſeinem Wipfel trägt dieſer Baum ferner eine groſſe Schote oder Hülſe, welche 5 bis 600 Feigen enthält, die anfangs grün ſind, und ſo wie ſie reifen immer gelber werden. Ihr Geſchmak iſt zwar nicht angenehm, man bedienet ſich ihrer aber zur Fortpflanzung dieſer nüzlichen Bäume. —

Von zahmen Thieren hat Habeſſinien einen reichen Ueberfluß an groſſem und ganz vortreflichem **Rindvieh**; denn Rindfleiſch beſonders rohes, iſt der angenehmſte Lekkerbiſſen der Habeſſinier. — Die **Pferde** und Mauleſel ſind ſehr gut; ferner gibt es **Schaafe** mit und ohne Fettſchwänze, **Schweine** und **Ziegen**.

Von wilden Thieren findet man hier vorzüglich eine groſſe Menge **Elefanten**, **Rhinozeroſſe** mit zwei Hörnern, wilde **Büffel**, **Flußpferde**, **Dſchiraffen**, **Zebras**, **Zibetthiere**, **Löwen**, **Leoparden**, und **Panther**, **Luchſe**, **Schakalle** und **Hyänen**, eine unbeſchreibliche Menge von **Affen** mancherlei Art; auch allerlei Wildpret, beſonders **Antelopen**, **Rehe**, **Haſen** u. ſ. w. Ferner gibt es wilde Pferde, wilde Eſel, wilde Schweine, und wilde Ziegen.

Auch an allerlei Geflügel und gutem Federwildpret iſt Habeſſinien ſehr reich. Man findet hier den **Ibis**, **wilde Gänſe**, **wilde Enten**, **Rebhüner**, **Krammetsvögel**, **Tauben**, **Perlhühner**, u. ſ. w. Zahmes Geflügel haben die Habeſſinier nicht.

Ueber=

Ueberdies gibt es auch allerlei Amphibien, Insekten und Ungeziefer: Krokodille, Eidexen, grosse und kleine und sehr giftige Schlangen, Termiten und andre Ameisen. Am schädlichsten aber sind die Heuschrekken, die oft die gröſte Hungersnoth bewirken.

Nüzlicher sind die Bienen, die hier Stökke in die Erde bauen und eine unbeschreibliche Menge Honig liefern.

An Fischen ist ebenfalls kein Mangel.

Habessinien ist sehr gebirgigt und daher auch stark bewässert. Der Hauptfluß ist der Nil, welcher in der Landschaft Gojam entspringt, dann auf seinem sehr gekrümmten Lauf durch den grossen See von Dembea oder Tzana (Bahr Tzana) fließt, und beinahe alle anderen in Habessinien entspringenden Flüsse — worunter der

Takazze vorzüglich zu bemerken — in sich aufnimmt. Nur der Hawasch und Hanazo fallen nicht in denselben; denn lezterer läuft in das rothe Meer und ersterer verliert sich im Königreiche Adel im Sande.

Spezial-Geographie von Habessinien.

Nach der oben bestimmten Ausdehnung, welche Habessinien vormals hatte, begriff es mehrere unmittelbar und mittelbar unterworfene Königreiche und Landschaften unter sich, deren Zahl sehr verschieden angegeben wird, wovon die Ursache theils darin liegt, weil Einige die grossen Landschaften in kleinere Theile zerstükten, theils auch darin, daß Andre Königreiche und Länder dazu rechneten, welche nie zu Habessinien

nien gehörten, oder schon allzulange davon getrennt waren, oder welche nur mit diesem Reich in gutem Vernehmen standen.

Nach Angabe seines Habessinischen Freundes des **Abba Gregorius** zählt **Ludolf** dreissig grosse Landschaften, welche meist auch den Titel Königreiche führten, und sechs kleinere Landschaften, die unter besonderen Statthaltern standen, und welche alle vormals zum Habessinischen Reiche gehörten.

Ludolf nennt uns die dreissig grossen Landschaften und Königreiche in alfabetischer Ordnung:

1. **Ambara.** 2. **Angot.** 3. **Bagemder.** 4. **Bali.** 5. **Bizamo.** 6. **Bugna.** 7. **Cambat.** 8. **Connt.** 9. **Damot.** 10. **Dawaro.** 11. **Dembea.** 12. **Enarja.** 13. **Fatagar.** 14. **Gafat.** 15. **Gajghe.**

16. Gann. 17. Ganz. 18. Gedam. 19. Gojam. 20. Gombo. 21. Gonga. 22. Guraghe. 23. Ifat. 24. Samen. 25. Set. 26. Sewa oder Schoa. 27. Schat. 28. Tigra. 29. Walaka. 30. Wed.

Die sechs kleineren einzelnen Statthalterschaften sind:

1. Emfras. 2. Mäzäga. 3. Mugar. 4. Tzägäde. 5. Wägära. 6. Walkajit.

Wir wollen nun alle diese grösseren und kleineren Landschaften nach Ludolfs Abtheilung und nach seiner Karte, vergleichen mit der Bruceschen, in der Ordnung wie sie von Norden nach Süden liegen, kurz beschrieben.

1. Die Landschaft Magaza oder Mäzäga macht den nördlichsten Theil von Ha-

Habeſſinien aus, ſie liegt am Takazze, und ſtößt oſtwärts an Tigre.

Dieſe Landſchaft wird von Schangallaern, einer Negernazion bewohnt, welche zwar unabhängig von Habeſſinien iſt, aber ſich gefallen laſſen muß, daß die habeſſiniſchen Monarchen und Statthalter von Zeit zu Zeit Menſchenjagden auf ihre Koſten anſtellen, ihr Land verheeren, und ihre Kinder als Sklaven wegſchleppen.

In dem öſtlichen Theile dieſes Landſtrichs iſt zu bemerken:

Berkuhm, ein groſſer Wohnort der Schangallaer am Fluſſe Mareb.

Zu der Landſchaft Nazaga könnte auch die Landſchaft Atbara gerechnet werden, welche weſtlicher liegt und unter einem arabiſchen Scheik ſteht.

Der Hauptort ist:

Teawa, (140 2′. 4″. N. B.) Die Residenz, ein elender Ort, mit etwa 1200. armseligen Einwohnern, arabischer Abkunft; die Besazung desselben und Leibwache des Regenten besteht aus 25 Reutern.

2. Die grosse Landschaft **Tigre** oder **Tegre** ein Vizekönigreich, dessen Regent von grossem Ansehen ist, und Tigre-Makuenen genannt wird, wodurch die portugiesischen Jesuiten aus Unkunde der Sprache verleitet wurden, der ganzen Statthalschaft irriger Weise den Namen **Tigremahom** zu geben.

Diese grosse Landschaft strekt sich in einer Länge von achtzig deutschen Meilen, von der Nordgränze Habessiniens bis zum Reiche Dankali hinab längs dem rothen Meere hin, dessen Küste — die Küste

Ha-

Habeſch (nicht Aber) genannt — vormals auch dazu gehörte.

Die einzelnen Provinzen dieſer groſſen Landſchaft ſind:

1) Abargale. 2) Akſum. 3) Adet. 4) Aſá = Mákuanen. 5) Agamja. 6) Amba = Sánet. 7) Bara. 8) Ober = Bura. 9) Nider = Bura. 10) Beta = Abba = Garima. 11) Dobo. 12) Enderta. 13) Gáralta. 14) Hagáraj. 15) Memberta. 16) Nader. 17) Sáhart. 18) Sálawa. 19) Sánafe. 20) Sire. 21) Táderár. 22) Támben. 23) Tarat. 24) Tzáma. 25) Tzerae. 26) Wag. 27) Wairat.

Bemerkenswerthe Städte in dem Vize-Königreich Tigre ſind:

(1) Akſum, oder Axum (von den Portugieſen irrig Chaxume genannt) die ehemalige anſehnliche Hauptſtadt von ganz

Habessinien, die aber jezt grossen Theils verfallen ist, doch zeigen noch ihre Ruinen, daß sie vormals eine prächtige Stadt war.

(2) Adowa die Hauptstadt von Tigre, in einer mit Bergen eingefaßten Ebne, die Häuser sind von Bruchsteinen, die Dächer kegelförmig mit einer Art Rietgras gedekt. Hier ist eine wichtige Manufaktur von grobem Baumwollenzeug.

(3) Fremona, der ehmalige Hauptort der Jesuiten, ein von ihnen bevestigter Plaz, der jezt sehr im Verfall ist.

(4) Sire (14° 4'. 35". N. B. 38° 0'. 15". O. L. v. Greenwich) die Hauptstadt der zu Tigre gehörigen Landschaft Sire. Sie liegt in der Gestalt eines halben Mondes am Rande eines steilen, engen Thals, ist groß, und liefert Baumwollenzeuge.

Ferner gehört zu Tigre:

Die Statthalterschaft Midra-Bahr (das heißt Seeland, oder Land am Meer.)

welche

welche den Küstenstrich begreift, wozu ehmals die von den Türken jezt besezten Plätze Arkiko und Massuah gehörten. Der Statthalter dieser Landschaft führt den Namen Bahr Nagasch, das heißt: Befehlshaber des Meers. — Sein Gebiet besteht aus folgenden Distrikten:

1) Bäkla. 2) Egala. 3) Hamasen. 4) Marjan. 5) Märäta. 6) Särawe. 7) Zängären.

Das Gebiet des Bahrnagasch besteht aus einem langen Streife längs dem rothen Meere hin, der aber nur schmal, und nirgends über 9. deutsche Meilen breit ist. Der nördliche Theil desselben heißt Habab, oder das Land der Agaazi, d. i. der Hirten.

Auf

Auf den Gränzgebirgen und in den Ebenen gegen Arkiko hin wohnen die schwarzen Völker Schiho und Hazorta. Dieser Strich Landes wird Samhar genannt, und derjenige Theil desselben, den die Hazarta bewohnen heißt Hadassa.

Auf dieser Gränze, zwischen Arkiko und Dixan erhebt der hohe Berg Taranta sein Haupt.

In dem eigentlichen Gebiete des Bahenagasch sind folgende Oerter zu bemerken:

(1) Dobarwa, die Hauptstadt und ehmalige Residenz des Bahrnagasch liegt am Flusse Mareb, welcher hier dieses Gebiet von Tigre scheidet. Sie ist der Schlüssel zu der Provinz Tigre und dem Hochlande von Habessinien. Diese Stadt hat ungefähr zwei Stunden im Umfang; sie ist in die obere und untere Stadt abgetheilt, hat lauter steinerne Häuser mit flachen Dächern,

Dächern und ist die Hauptniederlage der Waaren, die vom rothen Meere her nach Habessinien gebracht werden. Jezt ist diese Stadt an den Naib von Massuah verpachtet.

(2) Dixan (140 57'. 55" N. B. 70. 30' O. L. von Greenwich) eine Stadt auf einem Hügel, der die Gestalt eines Zukkerhuts hat, und ringsum von einem tiefen Thale, wie von einem Graben umgeben ist. Ein schnekkenförmig gekrümmter Weg führt hinauf. Diese Lage macht den Ort sehr vest. Daher widersezten sich die Einwohner dem Statthalter von Tigre Ras Michael, wurden aber durch den Mangel an Wasser bezwungen und ausgerottet. Ras Michael verpachtete hierauf diese Stadt mit ihrem ansehnlichen Distrikte und mehreren Dörfern dem Naib von Massuah. — Die Stadt selbst wird in die obere und untere Stadt abgetheilt; jene wird von Muhammedanern, die von Naib abhängen, der in denselben einen Statthalter hat; diese von Kristen bewohnt, die unter einem eigenen Statthalter stehen, welcher zugleich der Zolleinnehmer

des

des Vizekönigs von Tigre ist. An diesem Orte wird ein starker Handel, besonders auch mit Sklaven getrieben, die zum Theil aus gestohlnen Kindern kristlicher Habessinier bestehen.

(3) Hadawi, ein Dorf von achtzig Häusern, auf einem Berge; izt der Siz des Bahrnagasch, der dasselbe nebst dem dazu gehörigen kleinen Gebiete an sich gekauft hat, nachdem der Vizekönig von Tigre den gröβten Theil von Midre Bahr theils zu seinem Gouvernement geschlagen, theils dem Naib von Massuah verpachtet hatte.

So tief ist der **Bahrnagasch**, der vormals in so grossem Ansehen stand, zu **Bruce's** Zeiten herabgesunken gewesen; er führte noch diesen Titel, aber er war bloβ ein Sklave des Vizekönigs von Tigre, dem er diente, auf den Naib von Massuah ein wachsames Aug zu haben. Schon früher

früher hatte er aber den grösten Theil seiner Vorrechte verloren.

Zu dem Gebiete des Bahrnagasch gehörte ehmals auch die ganze Küste **Habesch**, folglich auch die jezzige **Herrschaft des Naib von Massuah**, welche besteht aus

(1) Der kleinen Insel Massuah (15°. 35'. 5''. N. B.) an der habessinischen Küste; sie ist kaum eine Viertelstunde lang und eine halbe Viertelstunde breit; auf derselben findet man einige Häuser, eine elende lehmerne Hütte, die das Kastell genannt wird, aber nur eine Kanone hat, Zisternen und einen Begräbnisplaz. Die Insel hat aber einen treflichen Hafen, und treibt einen Handel, der jezt lange nicht mehr so beträchtlich ist, als ehmals.

(2) Die Stadt Arkiko auf der Küste im Hintergrunde der Bai von Massuah, an deren Eingang die Insel dieses Namens liegt. Dieser Ort ist die Residenz des Naib

Naib und hat etwa 400 Häuser, von welchen die meisten von einem starken rohrartigen Grase, die wenigsten aber von Thon gebaut sind.

(3) Die Wüste Samhar, von Hamasen nordwärts bis zum Berge Taranta südwärts, wurde dem Naib von Massuah, von dem Könige von Habessinien zum Genusse eingeräumt, wogegen jener die Zolleinkünfte von Massuah mit diesem theilen sollte.

(4) Die Städte Dobarwa und Dixan mit ihren Gebieten, die an den Naib verpachtet sind. (wovon oben.)

Dies ist das Gebiet des Naibs von Massuah, eines muhammedanischen Mohrenfürsten, der sein Dasein auf folgende Art erhielt. In der ersten Hälfte des 16ten Jahrshunderts nahmen die Türken unter Sultan Selim Massuah und Arkiko in Besiz. Zu dieser Eroberung verhalfen

halfen ihnen die Belowi, ein muhammedaniſcher Hirten-Stamm auf dieſer Küſte, und der türkiſche Baſſa übergab zur Belohnung dem Oberhaupte derſelben die bürgerliche Regierung von Maſſuah, unter dem Titel eines Naib. Dieſer Naib wurde nach der Entfernung des Baſſa unumſchränkter Herr; die dahin verpflanzten Janitſcharen unterwarfen ſich ihm; er riß ſich nach und nach von der türkiſchen Oberherrſchaft los, bezahlte den verſprochenen Tribut nicht mehr nach Dſchidda, unter deſſen Statthalter er ſtehen ſollte; hielt mit Habeſſinien Freundſchaft, und machte ſich am Ende ſo unabhängig, daß es bloß eine leere Zeremonie iſt, wenn er jezt noch ſich von der Pforte in ſeiner Würde beſtätigen läßt. Von dieſer Seite hat er wohl wenig zu befürchten; aber

den Habeſſiniern wäre es ein leichtes ihn durch Hunger aufzureiben, da er alle ſeine Lebensmittel aus ihrem Lande, beſonders von Dobarwa, beziehen muß.

Nordweſtlich von Tigre, ſüdwärts der Länder der Schangallaer liegt

3. **Samen** oder **Semen**, eine kleinere, ganz gebirgige Landſchaft, welche etwa 15. deutſche Meilen lang, und höchſtens 7. Meilen breit; in manchen Gegenden aber noch weit ſchmäler iſt. Hier iſt der Wohnſiz der habeſſiniſchen Juden, welche in dieſem Erdwinkel noch ihren beſondern König und Königinn — **Gideon** und **Judith** — haben, die aber Vaſallen des habeſſiniſchen Monarchen ſind.

Hier iſt beſonders der ſehr hohe und ſteile **Judenberg** oder **Judenfels** zu bemer-

merken, auf welchem die Hauptstadt dieses jüdischen Reichs, als eine von der Natur selbst gemachte Vestung liegt.

Ueberhaupt sind diese Juden — sie werden in Habessinieu Falasjan oder Falaschas genannt — Bergbewohner und erwählen sich zu ihrer Sicherheit die höchsten Berge zu Wohnplätzen.

Bruce schätzt die Zahl dieser jüdischen Bewohner von Samen auf 100,000 streitbare Männer, also in allem auf etwa 400,000 Seelen.

Nordwestlich von Samen, zwischen den Flüssen Guangur und Angrab liegt nach Bruce die Landschaft Waldubba, und machte hier die Gränze von Habessinien aus. Sie ist ein heisses und flaches Land. — Ob dies nicht die Provinz

Walwad ist, die Ludolf zu der Landschaft Dembea rechnet?

4. Die kleine Provinz Tzägade oder (nach Bruce) Tzegade — westwärts von Waldubba. Nach Ludolfs Karte liegt sie längs dem Angrab hin; auf der Bruceschen fehlt sie.

5. Die Provinz Walkajit, noch weiter gegen Westen hin, südlich von Mazaga.

Bruce nenut noch folgende Distrikte und Oerter, an der nördlichen Gränze von Habessinien, die bei Ludolf fehlen, und hier einstweilen eine Stelle finden mögen, da die Landschaft nirgends angegeben ist, zu welcher sie gehören, oder gerechnet werden dürfen.

1) Tscherkin (13°. 7'. 30" N. B.) Ein geringes Dorf, an einem Berge, auf wel-

welchem das Haus eines vornehmen Habessiniers liegt. Hier wird alle Sonnabende ein Markt von roher Baumwolle, Vieh, Honig, und groben Baumwollenzeugen gehalten. Dies Dorf mit seinem Gebiete liegt in der Kolla nordwärts von Gondar und gränzt an die Länder der Schangallaer. In dieser Gegend gibt es viele Elefanten, Rhinozerosse, wilde Schweine und Büffel. Diese lezteren sind besonders kühn und toll, indem sie Reisende und Jäger anfallen. Hier herum gibt es mehrere Dörfer von Elefanten- und Rhinozeros-Jägern bewohnt, welche Agaschier (Agageer) genannt werden.

2) Sankaho, westlicher, ein Gränzdistrikt, mit einem eigenen Befehlshaber.

Hauptort:

Saukaho, eine Stadt oder Flekken mit etwa 300 aus rohrartigem Gras gehauten

Häusern. Die Einwohner sind Baasa, oder Abkömmlinge von Schangallaern, die Muhammedaner geworden sind

3) **Ras el Fihl** (Ral el Feel) eine Gränzprovinz, welche zum Theile schon in der **Mazaga** liegt, und ihren eigenen Statthalter hat. Ehmals bestand sie aus 39. Dörfern, und trieb starken Handel mit den Bewohnern von Atbara und andern Nachbarn; seit diese Landschaft aber dem Könige von Habessinien ganz unterworfen wurde, ist sie sehr in Verfall gerathen.

Hor Kakamut (130. 1′. 33.″) der Hauptort liegt in einer Ebene mitten in einem Walde.

---

6. Die kleine Landschaft **Wagarà** oder **Wägära** (bei den portugiesischen Schriftstellern **Ogara** — Bruce schreibt **Woggora**)

gora) liegt zwischen Tigre, Samen, Dembea und Bagemder. Der hohe Berg Lamalmon und der Fluß Makara machen die nordwestliche Gränze. Diese Landschaft liegt hoch, ist aber eben und sehr fruchtbar, besonders an Weizen; sie hat jährlich drei Aerndten und versieht Goudar mit Lebensmitteln; aber die grossen Ameisen, die Feldrazzen und Mäuse — welches Ungeziefer hier besonders häufig ist — richten in den Feldern unbeschreiblichen Schaden an; auch hat diese Provinz schon sehr viel von den innern Unruhen gelitten, welche Habessinien verwüsten. Durch dieselbe geht der Weg von Goudar nach Tigre und Massuah.

Woggora, ein Dorf, ist der Hauptort. In dieser Landschaft, die sonst auch zu Samen gerechnet wird, wohnen viele Juden.

7. Die grosse Landschaft **Bagemder** liegt zwischen Tigre, Dembea, und Amhara, und strekt sich bis an den See von Dembea. Ihre größte Länge beträgt etwa 45 und ihre Breite ungefähr 15 deutsche Meilen. Alvarez hält sie für die größte Landschaft von Habessinien. Unstreitig ist sie eine der wichtigsten; theils wegen ihrer grossen Fruchtbarkeit und natürlichen Reichthümer — sie hat den größten Ueberfluß an schönem Rindvieh, und sehr ergiebige Eisengruben — theils wegen der Streitbarkeit ihrer tapfern Einwohner, welche die beßte Reuterei zu den habessinischen Armeen liefern. Auch sind die Abgründe, Schlünde und schroffen Felsen auf ihrer südlichen Gränze, eine sichere Vormauer gegen die wilden Gallaer. Die ganze Landschaft ist stark bewässert.

Um

Um dieser Wichtigkeit willen wird die Statthalterschaft dieser Provinz immer nur Männern von hohem Range und bekanntem Karakter anvertraut, welche beständig ein beträchtliches, wohlgeübtes Heer unterhalten können.

Zu dieser Landschaft gehören noch folgende kleinere Provinzen:

1) **Lasta**, ein Bergdistrikt im nördlichen Theile von Begemder, welcher von einem Stamme **Agaus** bewohnt wird, die grosse starke Leute sind, und für die beßten Soldaten in ganz Habessinien, aber auch für die grausamsten, ungesittetsten und unruhigsten aller Bewohner von Habessinien gehalten werden. Sie bezahlen einen jährlichen Tribut von tausend Unzen Goldes, stehen aber seit mehreren hundert Jahren unter einem besondern Erbfürsten.

2) **Foggora**, ein schmaler Streif am See Tzana; von 9. Meilen in der Länge, und 3. Meilen in der Breite; war zu Bruce's Zeit von Begemder getrennt.

Der Hauptort ist
Foggora, am See Tzana.

3) **Drida** (Dreeda).

4) **Karuta**, nordwärts von Foggora, zwei kleine Statthalterschaften, die einzigen Distrikte, in welchen Wein gebaut wird.

---

8. **Emfras**, am See Tzana, südwärts von Goudar, und nordwärts von Foggora; eine kleine Landschaft.

Emfras (12°. 12′. 38″. N. B. und 37° 38′ 30.″ O. L. von Greenwich) die Hauptstadt derselben, liegt sehr anmuthig auf einem steilen Hügel, von welchem man den ganzen See übersehen kann; sie hat ungefähr 300 Häuser, die mit Gärten umgeben sind. Hier war ehmals die königliche Residenz.

9. Dem-

9. **Dembea**, westwärts von Tigre zu beiden Seiten des Sees Tzana oder Dembea, bis nordwärts gegen Magaza hinauf; eine flache, stark bewässerte, sehr fruchtbare Landschaft, in welcher der beßte Waizen wächst, der für die königliche Hofökonomie bestimmt ist, daher auch diese Landschaft **Atte-Kolla** oder des **Königs Nahrung** genannt wird.

Diese Landschaft ist jezt, weil sie die Haupt- und Residenzstadt des Königs in sich schließt, die vornehmste. Der Statthalter derselben, welcher den Titel **Kantiba** führt, hat aber nicht gleichen Rang mit den übrigen Statthaltern, und auch nicht Siz im königlichen Rathe; seine Stelle ist jedoch sehr einträglich.

In dieser Landschaft sind vorzüglich folgende Städte und Oerter zu bemerken:

(1) Gon-

(1) Gondar oder Guender (Gundur) die Königliche Haupt- und Residenzstadt von Habessinien. (12°. 34′. 30″. N. Br. und 37°. 53.′ O. L. v. Greenwich) wurde an der Stelle, wo vormals nur ein königliches Hoflager war, von K. Haunes I. ums Jahr 1680. erbaut. Diese jezt sehr ansehnliche Stadt liegt auf einem beträchtlich hohen Hügel, dessen Rükken eben ist; um diesen Hügel her zieht sich ein tiefes Thal, welches nur drei Ausgänge hat; durch dasselbe fliessen die Flüsse Kahha und Angrab, die sich eine halbe Viertelstunde von der Stadt mit einander vereinigen. — Die Stadt selbst ist groß, aber nicht schön; denn die meisten Häuser sind nur von Lehm gebaut, und mit kegelförmigen Strohdächern bedekt. Die Zahl der Einwohner kann sich in Friedenszeiten auf 10,000. Familien (also gegen 80,000 Seelen) belaufen. — Am westlichen Ende der Stadt liegt der königl. Pallast. Er ist unter der Regierung des Facilidas (also zwischen dem Jahr 1632. und 1665) von habessinischen Baumeistern, welche diese Kunst von den

den Jesuiten erlernt hatten, und von Maurene aus Ostindien aufgeführt worden. Der ganze Pallast macht ein Vierek aus und ist mit einer 30 Fuß hohen Mauer umgeben, welche Schießscharten und innen einen bedekten Gang hat. Der Umfang dieser Mauer kann eine halbe Stunde betragen. Der Pallast selbst war ehmals ein ansehnliches, vier Stokwerke hohes, vierektes, und an jeder Ekke mit einem viereken Thurme versehenes Gebäude, von dessen Gipfel man eine herrliche Aussicht über den ganzen See von Dembea und die südlichen Ländereien hatte. Jezt liegt aber dieser Pallast durch mehrere Feuersbrünste verheeret, zum Theil im Ruinen. Nur in den zwei untern Stokwerken sind noch bewohnbare Zimmer, wo auch der 120 Fuß lange Audienzsaal ist.

Um den Mangel der zerstörten Zimmer zu ersezzen, haben verschiedene Könige kleine Häuser von Lehm an den Pallast angebaut. —

Am andern Ufer gegen Gondar über liegt die Mohrenstadt oder die Stadt der Muham-

hammedaner, welche sehr thätige, arbeitsame Leute sind, die im Krieg zu der Bagasche und dem Lagerschlagen gebraucht werden, und ein eignes Korps ausmachen. Diese Stadt ist groß; denn sie hat gegen tausend Häuser.

(2) Koskam, nahe bei Gondar auf der Nordseite, am Fuße des Debra Tzai oder Sonnenbergs, der Pallast der Königinn, der aus einem drei Stokwerke hohen vierekten Thurme mit plattem Dache besteht, und mit einer hohen Mauer eingefaßt ist, die etwa eine Viertelstunde im Umfange haben kann. Innerhalb derselben sind auch die Wohnungen der Bedienten, Soldaten, u. s. w.

Nordöstlich von Gondar gegen Samen hin ist eine Bergstrekke, die von den **Kemmonts** bewohnt wird, einem Volke, das von den Falascha oder Juden abstammt, sich aber von diesem abgesondert und das Kristenthum angenommen hat, wovon diese Leute aber wenig verstehen; sie halten noch

den

den Sabbath, reinigen sich, haben einen Abscheu vor Fischen, und haben ihre ganz besonderen Sitten.

(3) Gorgora, ein ehmaliges Jesuitenkloster und königlicher Landsiz auf einer hohen Landzunge, die sich auf der nördlichen Küste in den See Tzana erstrekt.

(4) Dingleber, eine Stadt am westlichen Ufer desselben Sees.

Hieher gehören auch die Landschaften:

1) **Ruara** — nach Ludolfs Karte nördlich, nach Bruce's Karte westlich vom See Tzana. — Nach Bruce ist und war diese Provinz schon lange eine eigene Statthalterschaft. — Diese Landschaft ist sehr bergicht und ungesund; sie bekömmt aber vieles Gold von ihren Nachbarn den Schangallaern, Nubaern und Gubaern. — Der Statthalter dieser Provinz ist einer von den hohen Kronbedienten, und hat große Vorrechte.

In

In den niedrigen Gegenden von Kuara gegen Sennaar hin, wohnen die Ganjar, ein schwarzes heidnisches Volk, das von der Jagd und der Räuberei lebt.

2) Tschelga — nördlich von Gondar — eine Gränzprovinz, in welcher der enge Paß, der nach Sennaar führt. — Zu bemerken:

(1) Tschelga, der Hauptort, eine beträchtliche Handelsstadt, in welcher (zu Poncet's Zeit) der König von Sennaar auch einen Zolleinnehmer hält.

(2) Barko, eine kleine, niedliche Stadt, in der Mitte eine sehr schönen Ebene.

---

10. Gaighe (Gaschegh — nach Bruce: Guesgue) nordöstlich von Kuara — Ludolfs Karte südwestlich. — Eine kleine Provinz.

11. Gonga — eigentlicher das Land der Gongaer — südwestlich von Dembea,

am

am Nil und Maleg, oder Bahrel Abiad. — Dieſes Land, das wohl nie unmittelbar mit Habeſſinien verbunden war, iſt ſehr wenig bekannt.

12. Gojam (Goſcham) ſüdlich vom See Tzana, wo der Nil, der hier entſpringt, dieſe Landſchaft beinahe zu einer Inſel macht. Ihre Länge beträgt etwa 20 und ihre Breite 10 Meilen. Es iſt ein flaches Land, das ſehr wenige aber hohe Berge hat, und zur Viehweide ganz vortreflich iſt; auch hat es einen groſſen Ueberfluß an Vieh.

Dieſe Statthalterſchaft ſoll in 20 kleinere Provinzen oder Diſtrikte abgetheilt ſeyn, deren Namen aber nicht angegeben werden.

Weſtlich von Gojam liegt das Land der Agaus und die Ebene Maitſcha.

In dieser Gegend wohnen jezt Dschawi-Gallaer.

---

13. **Damot**, südlich von Gojam, nördlich vom Nil; die Länge dieser Provinz beträgt etwa 10 und die Breite 5 bis 6 Meilen. Es ist eine mit Bergen umgebene, sehr fruchtbare und an Rindvieh besonders reiche Landschaft.

Das **Land der Gafatar** (wovon weiter unten) liegt nach **Bruce** südwärts von Damot.

Nach **Alvarez** soll Damot an ein Amazonenland gränzen, das immer von einer Königinn regiert wird.

---

14. **Walaka**, (von den Portugiesen **Oleka** genannt) südwärs von Begemder, und nordwärts von Schoa, zwischen den Flüssen

Flüssen Geschen und Samba, eine niedrige, ungesunde, doch fruchtbare Landschaft, welche ehmals eine Provinz von Schoa war, jezt aber von Edschu-Gallaern bewohnt wird, welche der Fürst von Schoa dahin berief, um sie als Scheidewand zwischen sein und das habessinische Gebiet zu stellen, und seine Unabhängigkeit desto mehr zu sichern.

15. Schoa (Sewa, Schewa) ein beträchtliches Fürstenthum, südwärts von Walaka, ostwärts von Damot. Es wird in Ober- und Unter-Schoa abgetheilt; jenes ist der nördliche, dieses der südliche Theil, und steht unter einem unabhängigen kristlichen Fürsten, der aber mit dem Könige von Habessinien immer in Freundschaft lebt, und seiner ungekränkten Unabhängigkeit ohngeachtet, diesem in jedem

Nothfall mehr mit Gold und Truppen beisteht, als er, da er noch Vasall war, zu leisten schuldig war. Doch hat er sein Land zu mehrerer Bevestigung seiner Sicherheit mit Edschu-Gallaern umringen lassen, die er doch leicht wieder verjagen könnte, da er die tapfersten und aufs beßte ausgerüsteten Reuter von ganz Habessinien in seinen Diensten hat.

16. **Amhara**, sonst dem Range nach die erste Statthalterschaft von Habessinien, liegt zwischen den Flüssen Baschilo und Geschen, gränzt gegen Osten und Nordosten an Ghedm und Angot, gegen Norden und Nordwesten an Begemder, gegen Süden an Walaka und Marrabet — und ist (nach Bruce) etwa 30 Meilen lang und nicht viel über 10 Meilen breit, der Boden ist sehr bergicht.

In

In dieser Landschaft wohnen sehr viele adeliche Familien; auch werden die amharischen Männer für die schönsten und tapfersten in ganz Habessinien gehalten.

In dieser Landschaft ist besonders der Berg Geschen zu bemerken, auf welchem ehmals die königl. habessinische Familie gefangen gehalten wurde.

17. Bugna, (bei den Portugiesen: Abugana) nach Ludolfs Karte zwischen Tigre, Begemder, Amhara und Angot.

Anm. Gerade auf dieser Stelle hat Bruce auf seiner Karte die Provinz Giannamora oder Jannamora angezeigt, von welcher auch Alvarez spricht.

18. Angot (Hangot) südlich von Tigre und östlich von Amhara, ein plattes Land, in welchem der Hauptarm des Takazze entspringt. Jezt ist die Provinz (deren Statthalter vormals Angot Ras genannt wurde) bis auf wenige Dörfer in

den Händen der Gallaer. Ihr Oberhaupt nennt sich Gangoul.

19. Gdm — östlich von Amhara — fehlt auf Bruce's Karte, auch fehlen uns nähere Nachrichten von dieser Landschaft, sie ist wahrscheinlich jezt auch, wie beinahe alle hier nachfolgende Landschaften in der Gewalt der Gallaer.

20. Dawaro, noch weiter ostwärts, an der Gränze des Königreichs Adel.

21. Bali, südwestlich von Dawaro, und südlich von Amhara. Von hieraus thaten die Gallaer im Jahr 1559 ihren ersten Einfall in Habessinien.

22. Gann (Gannje) westlicher — fehlt auf Bruce's Karte.

23. Ifat — südöstlich von Schoa.

24. Fatagar oder Fatigar — südlich von Ifat. Ein ebenes und sehr fruchtbares Land.

25. Wed

25. **Wed** (bei den Portugiesen: **Ogge**) westlich von Fatigar. — Hier ist der See **Zawaja** zu bemerken. Zu **Bermudes** Zeiten soll der mächtige Beherrscher dieses Landes, damals ein Schwager des regierenden Königs von Habessinien, ein Mönch gewesen seyn, Namens Bruder **Michael**.

26. **Bizamo** — südwestlicher.

27. **Mugar** — nordwärts, über vorigem.

28. **Gombo** — westlich von Mugar, ist nur klein.

29. **Ganz** — südwestlich von Schoa, ist auch sehr klein.

30. **Gafat** — nach Ludolfs Karte südlich vom Nil, nach Bruce's nördlich, gerade unter **Damot**; das Land soll sehr fruchtbar und reich seyn. — die Einwohner, die **Gafater** sind Heiden, ein grausames barbarisches kriegerisches Volk.

31. **Rambat** im südwestlichen Theile von Habessinien nach seinem ehemaligen Umfange. Die Einwohner werden (nach Ludolf) Seb=a=Had=ya genannt, woraus Einige den Namen Adea oder Hadea gemacht, und dem ganzen Lande gegeben haben.

Sangara ist (nach Ludolfs Karte) die Hauptstadt.

32. **Guraghe** westlich von vorigem Nördlich von diesem findet sich auf **Bruce's** Karte der grosse Landstrich **Guderu**, welcher bei Ludolf fehlt.

33. **Set** oder **Zet**, noch weiter gegen Westen. (Fehlt auf Bruce's Karte.)

34. **Konnt** (Konsch) nordwestlich von Set; soll ein grosses, mächtiges Königreich seyn, von Heiden bewohnt. (Fehlt bei Bruce.) —

35. **Schat**,

35. Schat, südlicher, zwischen Konnt und Enara.

Kaugan ist (nach Ludolfs Karte) der Hauptort.

36. Enarja oder Enarea (auch Narea genannt) soll eine sehr goldreiche Landschaft seyn, deren Bewohner nebst ihrem Fürsten in der lezten Hälfte des sechzehnden Jahrhunderts die kristliche Religion angenommen haben.

Game ist (nach Bruce's Karte) der Hauptort.

Südlich von Enarea findet sich auf Bruces Karte das bergige Land Kaffa angezeigt, welches ein kristlicher Staat seyn soll.

Dies sind die Landschaften, Königreiche und Provinzen, welche vormals theils unmittelbar, theils mittelbar zu dem Staate

von Habeſſinien gehört. Aber die Gallaer und Mohren haben über die Hälfte davon abgeriſſen, ſo daß das Staatsgebiet des Königs von Habeſſinien jezt kaum noch einen Flächenraum von 4000 Quadratmeilen umfaßt. Die Landſchaften und Provinzen, welche jezt noch (zu Bruce's Zeit) zu dem habeſſiniſchen Reiche gehören, ſind:

1) Ein Theil von **Magaza**, wohin wir nämlich die Diſtrikte und Provinzen **Tſcherkin**, **Sakaho** und **Ras el Fihl** rechnen müſſen.

2) **Tigre**, ohne die Küſte, welche die Türken oder vielmehr Mohren inne haben.

3) **Samen**, ein Fürſtenthum unter habeſſiniſcher Landeshoheit.

4) Die kleine Provinz **Tzägäde**.

5) Die Provinz **Walkait**.

6) Wa=

6) Wagara oder Waggora.

7) Begemder, nebst Lasta, Faggora, Drida und Karuta.

8) Emfras —

9) Dembea, nebst Kuara, u. s. w.

10) Gojam.

11) Damot, und

12) Amhara, nebst Dschannamora.

Also zwölf Landschaften von sechs und dreissigen sind der Ueberrest des jezzigen Staats von Habessinien.

Digitized by Google

X.

Nachricht von den Makoſſen, einem kleinen Volke auf der Weſtküſte des Kafferlands in Süd-Afrika.

Aus Lojardiere's Reiſebeſchreibung. *)

Lojardiere wurde auf ſeiner Reiſe nach Oſtindien, die er im Jahre 1688 als Kammerdiener eines engliſchen Schiffskapitäns machte, nachdem er um der Religions-

*) Sie fand ſich in franzöſiſcher Sprache unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren, und wurde aus ſeiner Handſchrift ins Deutſche überſezt. Sie erſchien im Jahr 1732. zu Leipzig in 8vo. Lojardiere ſtarb in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts als königl. preuſſiſcher Oberſt und Kammerherr.

gions-Verfolgung zu entgehen aus Frankreich entflohen war, mit dem Boote, in welchem er nebst andern Matrosen an's Land gefahren war, von dem Schiffe, das ein Sturm verschlug, auf der Westküste des Kafferlandes (etwa unter dem 20 oder 22° S. B.) zurükgelassen. Er fand daselbst noch mehrere Unglüksgefährten und mußte lange unter dem Kaffervolke bleiben, das er uns beschreibt. Endlich wurden sie von einem holländischen Schiffe abgeholt, das vom Kap aus dahin geschikt wurde, als man daselbst ihren Aufenthalt erfahren hatte.

Er beschreibt uns die **Makassen** unter welchen er lebte, mit folgenden Worten: *)

Sowohl Männer als Weiber haben keine andere Kleidung als eine Ochsenhaut, in

*) Seite 54 bis 79 seiner Reisebeschreibung.

in welche sie sich hüllen, und welche ihnen anstatt eines Mantels dienet; auserdem haben sie noch zwei geschnittene Stükken Häute einer Hand lang und breit, so an ihren Leibgürteln festgemacht, wovon das eine vorwärts vor die Scham, das andere vor den Hintern hängt. Ihr Land begreift ungefähr einen Umkreis von dreissig Meilen, und sie nennen sich in ihrer Sprache Makossen.

Sie haben eine Nation zu Nachbarn, mit welchen sie in beständigem Kriege; doch aber auch andere benachbarte Völker, mit welchen sie in guter Freundschaft leben. Die erstern nennen sie Magoyka Maquemanes, den andern geben sie verschiedne Namen, als Ma pon tou mouée, und stehen alle unter einem König. Derjenige, der sie zu meiner Zeit regierte, war

groß,

groß, wohl gewachsen und sehr geschikt mit dem Wurfspieß umzugehen, mehr als andere. Ich habe niemals erfahren können, wie er zur königlichen Würde gelanget, zumal da sein Vater, welcher auch regieret hatte, noch am Leben war, und er nicht der Aelteste unter seinen Brüdern gewesen. Er hatte acht Söhne, fünf Töchter und zehn Frauen: regierte über seine Unterthanen ganz unumschränkt, strafte sie auch ganz willkührlich, wenn sie etwas versahen. Wenn diese Nazion gegen ihre Nachbarn zu Felde zieht, führet sie der König persönlich an, und sezt sich eben der Gefahr aus, als der geringste seiner Unterthanen. Ich bin ein Zeuge seiner Tapferkeit, denn während meines Aufenthalts unter ihnen, hatten einst die Makkemanen einen Einfall in ihr Land gethan,

sie

sie versammelten sich deshalb an der Zahl von 4 bis 5000 Menschen, um sie zurük zu treiben, und ob sie wohl viel geringer waren, so unterliessen sie doch nicht, sie mit vieler Herzhaftigkeit anzugreifen. Den Verdruß und Widerwillen, den ich wider diese Makemanen hegte, die mich und meine Kameraden bestohlen, so übel zugerichtet, und uns abgehalten hatten, nach dem Vorgebirge der guten Hofnung zu gelangen, erwekte auch bei mir die Lust, gegen sie zu Felde zu gehen. Die beiden Armeen begegneten sich gar bald: zum grossen Glük für uns war es denselben Tag sehr windig, dieser Vortheil that vieles dazu, daß wir die Schlacht gewannen, denn da die Makemanen keine andere Waffen als Pfeile und Bogen haben, die sie in die Luft schiessen, und also

im Herunterfallen die Feinde zu beschädigen suchen, so wurden ihre Pfeile durch den starken Wind weit weggetrieben, anstatt daß die unsern sich der Wurfspiesse bedienten, die man Zagayen nennet, mit welchen sie niemals fehlten. Daher wir denn auch ein grosses Blutbad anrichteten; man nahm keine Gefangenen an, Männer, Weiber und Kinder wurden getödtet. Von unsrer Seite blieben mehr als hundert Mann auf dem Plaz, ohne die Verwundeten zu zählen, worunter ich auch war, weil ich mit einem Pfeil in den Arm geschossen wurde. Ich nahm sogleich mein Messer und schnitt mir das Fleisch rund um die Wunde ab, zufolge dem guten Rath, den mir mein Wirth ertheilet hatte, denn wenn ich dieses nicht gethan hätte, würde ich haben sterben müssen, weil alle

diese Pfeile vergiftet sind. Der König empfieng bei dieser Schlacht zwei Wunden, und wir hatten es hauptsächlich seiner Herzhaftigkeit zu danken, daß wir die Schlacht gewannen. Er befand sich an den gefährlichsten Oertern, lief fast wie ein Bliz von einem Orte zum andern, und sprach den Seinigen durch sein Zurufen und Beispiel Herz und Muth ein. Wir verfolgten die Feinde sehr tief in ihr Land hinein, von daher wir zur Beute 6000 Ochsen, und eine Anzahl von Schafen, die wir zu zählen nicht die Mühe nahmen, mitbrachten. Die Ochsen behielt der König, die Schafe wurden unter seine Unterthanen getheilet. Ich kam aus diesem Feldzug viel reicher zurük, als ich hingegangen war, der König beschenkte mich mit einen Ochsen und einer Kuh, und viel

an-

andere der Vornehmsten thaten ein gleiches, so daß ich in weniger Zeit ein Herr von 20 Ochsen und etlichen Kühen wurde. Dieses Rindvieh macht den größten Reichthum des Landes aus, und ist auch in so grosser Anzahl vorhanden, daß Jemand der nicht mehr, als 2 oder 3000 Stük besizt, nicht eben für sehr reich gehalten wird. Dieses verursacht, daß die Leute von einander abgesondert leben müssen, damit ein jeder genugsame Weide und Futter für sein Vieh habe. Sie machen sich deshalb kleine Wohnungen, die man Negereien nennet. In einer derselben befinden sich manchmal 40 bis 50 Menschen, sowohl Männer, Weiber und Kinder, die alle ihr Oberhaupt haben. Sie sind alle zwei Jahre genöthigt, wegen der Anzahl ihres Viehes, ihre Wohnungen zu verän-

dern, denn wenn das Gras rund um denselben verzehrt ist, so suchen sie einen andern Ort, wo sie so lange bleiben, bis der erste wiederum begraset worden. Eine jede solche Wohnung liegt wohl ein oder zwei Meilen von einander; selten kommen sie näher an einander. Diese Wohnungen sind von nichts anders als von Reisern und Aesten der Bäume gemacht, welche sie nach Art eines Gewölbes zusammen flechten, und mit Matten von Pflanzen, so die Weiber machen, bedekken. Uebrigens müssen allhier die Weiber die Häuser bauen, Wasser und Holz einholen, und alles was nur zur Wirthschaft nöthig ist herbeischaffen, weil die Männer sehr faul sind, und sich fast um nichts bekümmern. Man kann sich leicht einbilden, wie schlecht ihre Ruheberten beschaffen

schaffen seyn müssen, weil sie mit diesen Matten auf der Erde liegen, und daher kommt es auch wohl, daß sie mit einer gewissen Art von Würmen geplaget seyn, in der Gröſſe und Länge eines kleinen Fingers, die aus der Erde hervorkommen, und ihnen in die Haut kriechen, sie sind es aber so gewohnt, daß sie dennoch gut schlafen können. Ich aber hatte es desto schlimmer, weil mir dieses Wurms Gesellschaft unerträglich war, und ich öfters mich genöthigt sahe, bis am Halse ins Wasser zu gehen, meinen Kopf auf einen Stein zu legen, und ihn in solcher Stellung mit meiner Ochsenhaut zu bedekken. Wenn eine Mannsperson heirathen will, ists ihm nicht erlaubt in eben derselben Negerei oder Wohnung eine Frau zu nehmen, weil sie sich alle als Schwestern und

Brüder begegnen. Er muß also anderwärts sein Glük versuchen. Wenn er dieses thun will, nimmt er alle seine Brüder zu sich, geht mit ihnen zu einer der nächsten Negereien, wo sie alle willkommen sind und wohl aufgenommen werden, und eine besondere Wohnung für sich finden. Denn es ist zu wissen, daß bei einer jeden Negerei besondere Hütten, sowohl für die fremden aukommenden Mannspersonen als Frauensleute gebaut sind. Wenn es, wie es oft geschieht, den Weibern einkommt, die benachbarte Negereien zu besuchen, so ist die Gewohnheit, daß die Männer sie empfangen und sie bestmöglichst bewirthen, hingegen wenn die Männer Lust haben, einen solchen Spaziergang zu thun, oder auch zu heirathen, so müssen sie die Frauen der andern Negerei bewirthen

then und bedienen. Inzwischen erwählt sich derjenige, der heirathen will, eine von diesen Frauenspersonen, die ihm am besten gefällt, belustigt sich daselbst bei vier oder fünf Wochen, mit Tanzen, Spielen und andern Lustbarkeiten, und dieses alles auf Unkosten des Bräutigams, nachher kehrt er mit seiner Gesellschaft in Begleitung aller Frauenspersonen der Wohnung zu seiner Meierei zurük, allwo die Lustbarkeiten wiederum anfangen. Wenn der Tag der Hochzeit gekommen, so versammeln sich die Männer und Weiber, jede besonders ausseu vor der Wohnung, allwo man ein grosses Feuer anmachet, um einen ganzen Ochsen zu braten. Während, daß der Ochse bratet, tanzen sie unter einander, daß es lustig anzusehen, wenn das Fleisch gar ist, so tritt der Brän-

tigam aus seinen Haufen hervor, nimmt eine Art von Mützze von seinem Kopf, gehet springend und tanzend gegen den Haufen, nähert sich seiner Braut und küsset sie, und gehet alsdann wieder zurük, die Braut folgt ihm eine kleine Weile gleichsam hinkend, kehrt aber bald zurük zu ihren Haufen, und dieser Gebrauch gehört zu dreien malen, und scheinet eine Gleichförmigkeit zu haben mit der Gewohnheit der alten Römer, die da verbunden waren ihre erkohrnen Bräute aus den Armen ihrer Mütter zu reissen. Wenn der Ochse gebraten wird, wird er in zwei Theile getheilt, wovon die eine Hälfte den Männern, die andere den Weibern gegeben wird, und in jeder Hause verzehret von einander abgesondert. Nach allen diesen Zeremonien giebt der Bräutigam,

ent=

entweder dem Vater oder dem Bruder der Frauen zehn Ochsen zum Geschenk, und alsdann ist ihm seine Frau angetraut, und er kann mit ihr zu Bette gehen, wann er will. Ehe ein Mann heirathen kann, muß er beschnitten werden, diese Beschneidung geschiehet im 17 oder 18den Jahre. Gemeiniglich werden ihrer 10 oder 12 auf einmal beschnitten, und müssen bis an den Gürtel ins Wasser steigen. Zu gleicher Zeit lauft einer wiederum heraus, um die andern Kammeraden, die bereits verschnitten, aber noch nicht verheirathet sind, herbei zu holen. Dieser Schnitt läßt viel grausamer als bei den Juden, ist auch viel gefährlicher, weil viele daran sterben. Nach verrichtetem Schnitte führt man sie auf einen Berg, wo man ihnen eine Hütte baut, allwo sie verbunden sind

drei ganzer Monate zu verweilen, ohne einiges Frauenvolk sehen zu dürfen, und wird ihnen von ihren Freunden Essen und Trinken herzu gebracht. Nach Verlauf benannter Zeit machen sie sich einen Gürtel von Binsen, den sie um den Leib legen, kehren alsdann wieder nach Hause in ihre Wohnung, und belustigen sich die erste Nacht mit Tanzen. Einst trieb mich die Neugierde diese Gewohnheit mit anzusehen, allein es wäre mir bald theuer zu stehen kommen, weil drei von ihren stärksten Leuten mich anpakten, um den Schnitt auch an mir zu verrichten. Zeit meines Lebens bin ich nicht in einer so grossen Angst als eben damals gewesen. Durch vieles Drohen, da ich ihnen sagte, daß der König der weissen Menschen ihre ganze Nazion ausrotten würde, wenn er

hörte,

hörte, daß sie mich beschnitten hätten, als welchen sie ohnedem sehr fürchten, so wurde ich endlich ihrer loß. Die gemeinste Nahrung dieser Völker bestehet in geronnener Milch und in einer Art von Brod, das sie von einem süssen Samen machen. Diesen fortzupflanzen haben sie weiter nichts nöthig, als ein wenig in die Erde zu scharren, denselben hinein zu streuen, so wächst gar bald eine Pflanze von 10 bis 12 Schuh hoch, so, daß man daraus siehet, wie gut dieses Erdreich ist, diesen armen Leuten ihr Brod darzureichen. Diesen Samen reiben sie zwischen zwei Steinen, und machen Kuchen daraus, die unter der Asche gebakken werden, und ziemlich gut zu essen sind. Ihr Bier aber ist schlecht, daß wenn man kein gebohrner Schwarzer ist, es einem unmöglich fällt

davon

davon zu trinken. Sie machen selbiges mit Hilfe eines kleinen Samens der den Senfkörnern ähnlich sieht, welchen sie ebenfalls zwischen zween Steinen reiben, das Geriebene in grosse irrdene Töpfe thun, und sie voll Wasser giessen, eine Stunde lang kochen, und drei Tage lang stehen und kalt werden lassen. Wenn dieses Getränk fertig ist, so bitten sie ihre Nachbarn zu Gaste, und trinken so lange bis alles ausgeleeret. Dieses Wasser ist bei ihnen der niedlichste Trank, jedoch ist es sehr scharf und von einem häßlichen Geschmak, dennoch aber so berauschend als der Wein, denn sie gehen selten von dergleichen Gelag aus einander, daß sie nicht sehr betrunken seyn sollten. Das Land ist mit allerhand kleinem Wildpret sonderlich Hasen angefüllt, von welchen ein

solcher

solcher Ueberfluß, daß man sie öfters mit Stekken todt schlagen kann. Wann die Einwohner einige derselben fangen und todt schlagen, brauchen sie keine andere Weitläuftigkeit sie zuzurichten, als sie sogleich und ganz im Wasser zu kochen, und alsdann mit Haut, Haare und Fleisch zu verschlingen. Sie essen gar keine Fische weder aus der See, noch aus den Flüssen, weil sie sie alle unter das Schlangengeschlecht zählen, und glauben, wenn sie sie essen davon zu sterben. Manchmal gehen sie auch auf die Löwen- und Tigerjagd, welche wilde Thiere unter ihren Viehheerden grossen Schaden anzurichten pflegen. Wenn sie deren einige entdekken, so versammeln sie sich zu 3 bis 400 Mann, nehmen 4 5 Ochsen mit sich, und hauen rund um den Ort, worinn sie den Löwen oder Tiger

ver-

vermerken, eine groſſe Menge Bäume herunter, von welchen ſie eine Art von Verſchanzung machen, um welche ſie ſich in einen Kreis zur Erde niederſezzen, und mit der einen Hand ein von Ochſenhaut gemachtes Schild über ihren Kopf halten, mit der andern aber einen Wurfſpieß. Alsdann laſſen ſie die Ochſen in den Kreis herein, wenn nun der Tiger aus ſeinem Gebüſche hervorſpringt und ſich etwa auf einen Ochſen wirft, laufen gleich einige Menſchen herzu und verjagen den Tiger mit groſſem Geſchrei, wovon der Tiger furchtſam wird und alſo entfliehen will, weil er aber keinen Ausgang findet, ſo ſieht er ſich gezwungen über die Köpfe der Schwarzen, und über die Verſchanzungen hinüber zu ſpringen. Die Schwarzen bedekten ſie alſo mit ihren Schild, mit

der

der andern Hand stossen sie den Wurfspieß im Herüberspringen dem Tiger in den Bauch und tödten ihn. Ob man schon von den Schwarzen sagt, daß sie ohne Gottesdienst leben, so steht doch zu vermuthen, daß sie ehedessen mehr Gebräuche gehabt haben, denn zu gewissen Tagen des Jahrs habe ich sie etwas verrichten sehen, so fast einen Opfer nahe kommt. Sie versammlen sich nämlich, zünden ein grosses Feuer an, schlachten einen Ochsen, zertheilen ihn, werfen die eine Hälfte davon den Hunden vor, die andere Hälfte aber verbrennen sie, und währender Zeit stehen sie in einen Kreiß mit großem Stillschweigen ums Feuer herum bis das Opfer verzehrt ist. Als ich sie fragte, aus welchen Ursachen sie solches thäten, antworteten sie mir, sie wüßten keine; allein weil es

ihre

ihre Väter so gemacht hätten, so folgten sie ihnen hierin nach. Dieser Gebrauch, wenn man ihn genau betrachtet, hat gleichsam den Schein eines Opfers, und man wird leicht urtheilen, daß ihre grosse Unwissenheit und viehisches Wesen, worin sie leben, die Ursache sei, daß sie die Gottheit vergessen haben, die sie hierdurch zu verehren suchen. Nächstdem glaube ich auch, daß sie sich gewißlich ein widriges Wesen einbilden, das ihnen Regen, Donner, Bliz und Winde zuschikt, denn wann es regnet, wann es blizt oder wann es windig ist, treten sie aus ihren Hütten heraus, fluchen und schwören wider dieses Wesen, schmeissen auch Steine, Lanzen und Feuerbrände in die Luft, und wann das Gewitter vorbei ist, glauben sie, daß sie es mit ihren Drohungen weggebracht haben.

Sie

Sie fürchten sich vor nichts mehr, als vor dem Tode. Die Gegenwart eines todten Leichnams sezt sie dergestalt in Schrekken, daß sobald einer von den ihrigen in ihrer Hütte stirbt, sie selbige nicht mehr bewohnen, sondern umreissen, und eine andere aufbauen. Sie begraben ihre Todten, indem sie den Leib doppelt zusammen binden, und in eine Grube von 7 bis 8 Fuß tief senken; welche sie voll Steine und Erde füllen, und oberwärts mit Reisern bedekten, zum Merkmal der Vorüberreisenden, daß daselbst Jemand begraben liegt; denn solchen Oertern weichen sie auch mit Fleiß aus. Sie glauben, daß sie ohne einige vorher gegangene Krankheit, natürlicher Weise nicht sterben können, und bilden sich ein, wenn sie nicht vergiftet würden, oder sonst von einem andern ge-

tödtet, so würden sie unsterblich seyn. Von einem zukünftigen Leben wissen sie gar nichts. Aus dieser Ursache fürchten sie sich vor nichts mehr, als vergiftet zu werden, und strafen auch diejenigen Leute, die dieses Lasters schuldig seyn sollen, auf eine grausame Art. Sie nennen sie Goika, mit welchen Namen sie sonst die Völker benennen, mit denen sie im beständigen Kriege leben, und wider welche sie einen unauslöschlichen Haß haben. Bei dieser Gelegenheit will ich der besondern Lebensstrafe erwähnen, die zu meiner Zeit an einer Frau ausgeübt worden, welche beschuldigt wurde, ihren Mann oder einen andern Menschen, der in unserer Negerei starb, mit Gift umgebracht zu haben. Erstlich machten sie zwei Löcher in die Erde, legten die Frau auf den Rükken, und zwar so, daß ihre

zwei

zwei Arme bis an die Ellenbogen in diesen zwei Löchern hiengen, hernach stopften sie diese Löcher mit Erde und Steinen fest zu, daß sie sich nicht zurükziehen konnte. Alsdenn spreisseten sie ihr die Beine soweit als nur möglich von einander, und banden sie an zwei Pfählen fest. Als dieses geschehen war, gaben sie ihr 30 Stokschläge mit dem Stok, sodann warfen sie ihr eine grosse Menge kleiner schwarzer und sehr beissender Ameisen in den Mund, Augen, Ohren und Nase, ja sie bedekten ihr den ganzen Leib damit. In diesem elenden Zustand liessen sie selbige ganz nakt, von Morgen bis Abend in der größten Sonnenhize liegen. Des Abends machten sie diese elende Person wieder los. Des andern Tags wiederholten sie eben diese Marter, welche sie fast drei ganzer

Monate ausstehen mußte, ehe sie davon ihren Geist aufgab.

Ob man wohl nicht sagen kann, daß diese Makossen unter gewissen allgemeinen Gesezzen leben, so lassen sie doch nicht die Laster ungestraft. Die Strafen aber sind willkührlich und werden von ihrem Könige ausgemacht. Vornehmlich bleibt der Diebstahl nicht ungestraft, es sei denn daß sie Kupfer oder Eisen gestohlen. Denn da diese Dinge, so rar und köstlich bei ihnen sind, als bei uns Diamanten und Perlen, so vergeben sie eine solche grosse Versuchung viel eher, welcher, wie sie sagen, unmöglich zu widerstehen ist. Allein, sobald jemand einen Ochsen oder Schaf gestohlen hat, muß er ohne alle Gnade sterben. Denn, weil wegen Ueberfluß des Viehes in dortigem Lande, diese

Ver-

Versuchung nicht so reizend und verführend ist, so schreiben sie dergleichen Diebstahl nicht der angebornen Schwachheit, sondern einer übeln und gottlosen Gemüthsbeschaffenheit des Diebes zu. Diejenigen, die ich wegen dieser Laster habe sterben sehen, wurden an Bäume gebunden, und nachdem man ihnen vier fünf Schläge mit einen Kolben gegeben, ließ man sie zufolge des Befehl des Königs, Andern zum Beispiel so gebunden sterben.

Auch hätte ich niemals geglaubt, wenn ich es nicht gesehen, daß unter diesen Wilden die Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit so geachtet würde. Denn wenn jemand unglüklicher Weise, unter ihrer Gesellschaft sonderlich derer Frauen, einen Wind streichen lassen wollte, würde er gewiß für einen ehrlosen Mann gehalten werden,

und Mühe haben, in anderer Gesellschaft geduldet zu werden. Die Frauen bezeigen allerseits eine grosse Ehrbarkeit, sobald sie einen Mann sehen, wissen sie sich so wohl mit ihrer Ochsenhaut zu bedekken, daß man nichts von ihren Gesicht, als das Weisse in den Augen sieht. Allein ob sie schon vor den Leuten sich so sittsam und eingezogen stellen, so sind sie es doch nicht bei aller Gelegenheit.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

X 2/99